

# Die Prophezeiungen zum Weltkrieg 1914–1916



Dargestellt von Prof. Dr. Friedr. zur Bonsen

WS

V

2-80

Prof. Dr. Friedr. zur Bonfen

Die Prophezeiungen  
zum Weltkrieg 1914-1916

# Die Prophezeiungen zum Weltkrieg 1914-1916

Dargestellt von Prof. Dr. Friedr. zur Bonsen

Von Prof. Dr. Fr. zur Bonsen sind im Ver-  
lage von J. P. Bachem in Köln erschienen:

Die Völkerschlacht der Zukunft „am  
Birkenbaum“. Sagenhistorisch  
dargestellt. Neuntes bis elftes Tausend.  
Geheftet M 2.—. Gebunden M 2.80.

Das Zweite Gesicht. („Die Dorge-  
schichten“) nach Wirklichkeit und  
Wesen. Siebtes bis neuntes Tausend.  
Geheftet M 2.—. Gebunden M 2.80.

Die Prophezeiungen zum Weltkrieg  
1914—1916. Siebtes bis neuntes  
Tausend.  
Geheftet M 1.80. Gebunden M 2.60.

„O Welt! Ein furchtbar wütend  
Schrecknis ist  
der Krieg; die Herde schlägt er  
und den Hirten!“  
Schillers „Tell“, 1, 2.

Siebtes bis neuntes Tausend



Köln 1916 + Verlag und Druck von J. P. Bachem



PNWS 07



1988, 2923  
(B 4704)

Alle Rechte vorbehalten.

Verlags-Nr. 1190  
(seit 1900)



Dem Andenken  
an meinen fürs Vaterland gestorbenen Sohn

Gerichtsassessor  
Dr. iur. Erich zur Bonsen

Leutnant d. R.  
des 2. Westfäl. Feld-Artillerie-Regiments Nr. 22  
Inhaber des Eisernen Kreuzes

† 9. Januar 1915.



Du, mein verklärter Sohn, hast mir die Anregung zu der vorliegenden Schrift gegeben.

Acht Tage später, im Lazarett zu Düsseldorf, mußte ich dich, den Schwerverwundeten, sterben sehen; die Kunst der Ärzte vermochte das bedrohte kostbare Leben nicht zu retten. Noch spüre ich ihn, den letzten Druck deiner Hand. Still, ganz still bist du heimgegangen. . .

„Sei getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des ewigen Lebens geben!“

Bis über eine Weile, mein Sohn!

Wie ein Vermächtnis habe ich deine Anregung erfüllt. Hier ist die fertige Schrift. In drangvollen Tagen ward die Arbeit geschrieben. Vielleicht erweckt sie, ihrem Stoffe entsprechend, das Interesse, das auch meine ihr verwandten Schriften „Die Völkerschlacht der Zukunft am Birkenbaum“ und „Das Zweite Gesicht“ in so reichem Maße — dir, teurer Erich, zur Freude — gefunden haben.

Geschrieben am Karfreitag 1915.

**Prof. zur Bonsen,**

3. St. Hauptmann und Adjutant  
beim stellvertretenden General-  
kommando des \* Armeekorps.



Zur zweiten und dritten Auflage.

Soweit es bei dem raschen Absatze möglich war, ist die Darstellung im einzelnen verbessert, im ganzen nicht unerheblich erweitert worden. Der Charakter der Schrift ist derselbe geblieben. Was an Güte ihr weiter gebracht, möge aus den Umständen entschuldigt werden: es ist Krieg.

Die durchaus verbürgten Mitteilungen über Don Bosco in Kapitel 7, die inzwischen durch einen zweiten Zeugen bestätigt worden, haben, wie vorauszu sehen, zu zahlreichen Anfragen Veranlassung gegeben; aus den im Text angegebenen Gründen muß ein Eingehen darauf leider abgelehnt werden.

Zu beklagen ist übrigens die Ausnutzung, der das Buch von dritter Seite ausgeht worden ist.

Möge der bescheidenen, dem Verfasser im Andenken an seinen Sohn so teuren Studie auch weiterhin eine freundliche Ausnahme vergönnt sein!

Am Jahrestage der Mobilmachung, 2. August 1915.

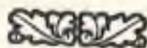
Pfingsten 1916.

zur Bonsen.



## Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. Einleitung. Die Kriegsfurcht und das Jahr 1913 . . .	9
Zweites Kapitel. Der Kriegsausbruch . . . . .	16
Drittes Kapitel. Kriegsstimmen der Vergangenheit. England . . . .	19
Viertes Kapitel. Nostradamus und der Krieg . . . . .	28
Fünftes Kapitel. Die Birkenbaumschlacht und der „weiße Fürst“ der Gegenwart . . . . .	38
Sechstes Kapitel. Aus dem Verlaufe des Krieges . . . . .	40
Siebtes Kapitel. Italien. Don Bosco . . . . .	51
Achtes Kapitel. Falsche Propheten . . . . .	55
Neuntes Kapitel. Ende und Ergebnis des Krieges . . . . .	64
Zehntes Kapitel. Dichter und Seher . . . . .	72
Anhang. Die „Straßburger Prophezeiung“ und die Kriegs- phantasie von Eibrieux . . . . .	75



## Erstes Kapitel.

### Einleitung. Die Kriegsfurcht und das Jahr 1913.

„Krieg: ist das der Name?“

Mag in Wallenstein's Tod, II 2.

1. Nur von Krieg reden die Menschen. Wie ein ungeheures Schicksal lastet er seit vielen Monaten auf den Gemütern. Wir Deutschen haben ihn nicht gewollt, und nun ist er dennoch da, entsetzlich ohnegleichen! Der Tod hält furchtbare Ernte, und ein Meer von Blut und Tränen ist ausgegossen über die zitternde Erde.

Da ist es natürlich, daß auch die Prophezeiung erwacht, die in langen Tagen des Friedens geschlummert hat. Hörst du sie raunen? In jedes gewaltige, schicksalvolle Ereignis klammert sie sich an; so ist es zu allen Zeiten gewesen, und so wird es bleiben. Und der Krieg, „schrecklich wie des Himmels Plagen“, ist das größte Schicksal auf Erden; in ihren Tiefen erregt er die Seele der Völker. Wie ein breiter Strom ziehen sich daher die sog. Kriegsprophezeiungen durch die Geschichte. Lange bevor der Würgengel des Krieges sich rüstet, um seine Sense zu schärfen, da spüren schon, sagt man, ahnungsreiche Menschen im voraus den furchtbaren Klang. Ist es wahr? Nungstlich horcht man jedenfalls auf ihre Worte.

Prophezeien ist freilich eine mißliche Sache; in der Regel „kommt es anders“. Das ist eine alte Weisheit. Aber darum hört es doch niemals auf. Das Verlangen, den Schleier der Zukunft zu lüften, aus dem Gewissen heraus das Ungewisse zu erkennen, liegt nun mal tief in der menschlichen Natur. Unausrottbar wie diese, treibt daher das Prophezeien sein Wesen. Und man sage nicht, daß die Bildung schlechtweg den Wahrsagerglauben unterdrücke; auch in gebildeten Kreisen ist er, wie die Beobachtung lehrt, ebenso gut zu Hause wie anderswo.

Es soll hier nun nicht untersucht werden, welche seelischen Bedingungen eine Rolle spielen können, um dem einzelnen, besonderen Menschen etwa einen Blick in zeitliche Ferne zu eröffnen. Was in

den Tiefen der Seele, die Gott der Herr nach seinem Bilde schuf, möglich ist, wird niemals ausgeschrieben werden, und kein Erdgeborener wird sie jemals ergründen. Das hat der Verfasser dieser Blätter an anderer Stelle darzulegen versucht.<sup>1)</sup>

Aber man nenne auch nicht gleich alles Prophezeiung, was kluge Menschen, aufmerksame Beobachter aus dem Verlauf der Dinge als zukünftig etwa zu folgern wissen. Trifft es ein, so macht das ihrem Verstande, ihrer Urteilskraft alle Ehre, eine Prophezeiung aber ist es darum nicht. Wer gut mutmaßen kann, hat schon der alte Grieche Euripides bemerkt, ist der beste Wahrjager. Wie meint doch der Dreizehnlindendichter:

„Und da sich die neuen Tage  
Aus dem Schutt der alten bauen,  
Kann ein ungetrübtes Auge  
Rückwärts blickend vorwärts schauen!“

\* \* \*

2. Um den Geist der Prophezeiungen zu verstehen, die den Weltbrand der Gegenwart anzukündigen scheinen, versehen wir uns zunächst einmal in die Stimmung und die Kriegsfurcht des Volkes.

Das Jahr 1910 war ein „Kometenjahr“. Die Astronomen hatten das sichtbare Auftreten eines Sternbummlers im Weltraum auf Tag und Stunde berechnet, und mit großer Spannung sah man dem ungewohnten Schauspiel am nächtlichen Himmel entgegen. Fin-dige Köpfe verkauften bereits „Kometenzigarren“, „Kometenlikör“ und dergl. und machten gute Geschäfte. Aber, was das Interessanteste war: in weiten Kreisen wurde die uralte „Kometenfurcht“ wieder lebendig. Denn der Komet kündet nach dem Volksglauben einen nahen Krieg an. Im Jahre 1811 z. B. hatte bekanntlich ein hellglänzender Schweifstern wochenlang am nächtlichen Himmel gestanden, und im folgenden Jahre zog Napoleon mit einer furchtbaren Armee ostwärts, gen Rußland, in den Krieg. Seht ihr wohl? Wie ruft der Kapuziner in „Wallensteins Lager“ den Soldaten zu:

„Am Himmel gesehen Zeichen und Wunder,  
Und aus den Wolken blutigrot  
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel runter,  
Den Kometen steckt er wie eine Kute  
Drohend am Himmelsfenster aus . . .“

Der Schweifstern erschien um Pfingsten 1910, auf die Stunde, über der neugierigen Welt — ein Triumph der astronomischen Wissen-

<sup>1)</sup> zur Bonzen, Das Zweite Gesicht, nach Wirklichkeit und Wesen. 3. Aufl., Köln, Bachem, 1913.

schaft. In den großen Städten, wo für manche spät abends erst der Tag beginnt, ging es hoch auf den Straßen her — aber o weh! welch klägliches Geselle! Nur mühsam war er mit unbewaffnetem Auge zu entdecken: wie ein schwacher Nebelstreif am nächtlichen Himmel. Verfasser weilte damals in Lauterberg am Harz. „Na, also,“ sagte abends ein kluger Berliner, „wenn so ein schwindstüchtiger Kometenfriege Krieg bedeuten soll, dann wird's aber ein dämlicher Krieg!“ Der „dämliche“ Krieg ging glücklich vorüber: man wußte freilich nicht, wie verzweifelt nahe man 1911, in den Tagen der Marokkokonferenz von Algeiras, vor einem Weltbrande stand. Aber nicht der Komet, sondern England war daran schuld.

Dann folgte das Jahr 1912. Hundert Jahre zuvor war Napoleon nach Rußland gezogen. Die Krähen, die Vögel der Walstatt, waren wie damals besonders zahlreich, und sie krächzten, sagte man, lauter als sonst. Aber der Krieg kam nicht.

Um so ängstlicher sah man dem Jahre 1913 entgegen.

Verschiedene Umstände trugen dazu bei. War nicht 1813 das große Kriegsjahr gewesen? Im Volke nimmt man aber leicht einen Zyklus von hundert Jahren an; sind sie um, dann muß sich wieder etwas Besonderes ereignen.

Die Hundertjahr-Erinnerung an das große Kriegs- und Schlachtenjahr hielt an; durch Jubiläumsartikel, Reden und Feiern wurde sie genährt. Zahlreiche neue Denkmäler entstanden, und vor allem die Schilderung des riesenhaften Völkerschlachtdenkmal's von Leipzig hielt die Gemüter in Spannung.

Dazu kam die nun mal weithin geglaubte Schicksalsbedeutung der Zahl 13. Die Furcht vor dieser angeblichen Unglückszahl — 12 gilt dagegen als heilige Zahl — geht bekanntlich so weit, daß in manchen Gasthäusern auf das Zimmer Nr. 12 gleich Nr. 14 folgt; viele Fuhrunternehmer vermeiden die Wagennummer 13, weil nicht jeder Fahrgast in einer Droschke Nr. 13 sitzen mag. Sind dreizehn Personen zu Tische, dann muß einer von ihnen, besonders wer dem Spiegel gegenübersteht, in Jahresfrist sterben. Zu einer Gesellschaft von dreizehn holt man daher mancherorts flugs einen vierzehnten hinzu: dann ist das Unglück gebannt. Selbst Stadtverwaltungen soll es geben, die in der Numerierung der Häuser die Zahl 13 „vergessen“. O jerum! So geht der Aberglaube weiter, und man sage nicht, daß er in unserer aufgeklärten Zeit etwa abnimmt. Ganz das Gegenteil scheint der Fall zu sein.

Es ist und wird viel darüber gestritten, woher der jedenfalls sehr alte Unglücks Glaube stammt. Als Christus der Herr die Worte

sprach: „Einer von euch wird mich verraten!“, saßen, erklären die einen, dreizehn am Tische<sup>1)</sup>; als der böse Gott Loki seinen lächerlichen Bruder Baldur tötete, waren dreizehn Götter zur Stelle, sagen die anderen.

Oft wiederholt wurde eine Erzählung, die sich an ein angebliches Erlebnis Wilhelms I. klammerte. Wie nach der russischen Zeitschrift „Rebus“ vom Jahre 1898 die Presse mitteilte, soll sich nämlich in den Aufzeichnungen Bismarcks die folgende Angabe befinden. Im Jahr 1849 weilte Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige Kaiser, in London. Da dort eine Wahrsagerin viel Zulauf hatte, so ging auch er einmal zu ihr. Sie aber sagte ihm, daß er dereinst über alle Deutschen herrschen würde, und zwar von dem Jahre an, das er fände, wenn er die Quersumme der Ziffern des laufenden Jahres zu diesem hinzuzähle; das ergab das Jahr 1871. Darauf fragte er die Wahrsagerin nach dem Ende seines Lebens, und sie erwiderte, er solle zu dem Jahre 1871 die Ziffern dieses Jahres rechnen, und das ergab 1888. Festzustellen ist hierbei, daß Prinz Wilhelm, der wohl 1848 mehrere Monate in England weilte, 1849 dort nicht gewesen ist.

Die Sache wird übrigens auch anders erzählt: ein fernerer Beweis für die Unzuverlässigkeit der ganzen Geschichte. Danach soll es nämlich die bayrische Seherin Katharina Speemann gewesen sein, die in Berlin dem Prinzen, und zwar im Jahre 1829, als er seine Ehe mit Augusta von Sachsen-Weimar schloß, in entsprechender Weise wahr sagte. Er verlangte von ihr einen Blick in die nächste Zukunft Deutschlands. Die entscheidenden Jahre derselben solle sie ihm nennen. Nehmen Sie, sprach die Frau, die Quersumme der jetzigen Jahreszahl 1829 zu dieser hinzu, so ergibt sich das Jahr 1849; durch weitere Hinzurechnung der Quersumme hiervon: 1871; durch weitere Hinzurechnung der Quersumme hiervon: 1888; durch weitere Hinzurechnung der Quersumme hiervon: 1913. „Das werden,“ schloß die Frau, „Schicksalsjahre von Deutschland sein!“

Und die Wahrsagerin, so folgerte man, hatte recht: 1849 ging die Kaiserkrone, von Friedrich Wilhelm IV. abgelehnt, an Deutschland vorbei, 1871 nahm sie Wilhelm I. im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles an, 1888 war das bedeutungsvolle Dreikaiserjahr — und 1913?

<sup>1)</sup> Im Zusammenhang mit der Leidensgeschichte des Heilandes steht wohl auch der vielverbreitete Wahrsagerglaube an die Unglücksbedeutung des Freitags für den Antritt einer Reise, eine Hochzeit u. dgl.; am Freitag wurde Christus der Herr gekreuzigt.

„Das wird das Jahr des großen Krieges sein!“ riefen die ängstlichen Leute, und die Kriegspheantasien der Franzosen bestärkten sie darin.

Eine ähnliche Spielerei mit Ziffern wird, nach einer Angabe der Berliner „Täglichen Rundschau“,<sup>1)</sup> in einer alten handschriftlichen Chronik zurückgeführt auf eine holländische Wahrsagerin. Sie mag in diesem Zusammenhang eine Stelle finden, obgleich sie eigentlich in Kapitel 3 gehört. Die Geschichte fällt in das Jahr 1688. Als Wilhelm III. von Oranien damals gegen seinen Schwiegervater Jakob II. über den Kanal zog, um den Thron von England zu erobern, erklärte die weise Frau seiner Gemahlin: Im Jahre 1066 war es, als ein Wilhelm (Herzog von der Normandie) England eroberte; 622 Jahre später, also 1688, gewinnt ein anderer Wilhelm (der Oranier) den englischen Thron. Nach soviel weiteren Jahren aber, wie die Umkehrung der Zahl 622 (226) ergibt, also 1914, wird ein dritter Wilhelm kommen, um die Herrschaft Englands zu Fall zu bringen!<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. „Neue Metaphysische Rundschau“, Januar 1915, S. 244 f.

<sup>2)</sup> Die angebliche Weissagung lautet:

1. **W**elch halb, halb Normann von Geschlecht,  
In Falkheit und im Kampf ein Held,  
Landel er Ritter, Troß und Knecht.  
Herr allen Lands, wie's ihm gefällt,  
Erstürmt in einer blut'gen Schlacht,  
Legt er in Trümmer Englands Macht:  
**M**ein **E**rster, Tausend **S**echs und **S**echs (1066).  
Dreimal **Z**wei und **Z**wei dreimal (+ 622)  
Bringt zum **Z**weiten Englands Fall!
2. **W**eil **S**itte, **R**echt und **G**lauben trat  
Im Staub der König auf dem Thron,  
Lauert im Lande rings Verrat.  
Herbeigerufen kommt ein Sohn  
Erlauchten Stammes, und ohne Streich  
Legt er den Grund zum neuen Reich:  
**M**ein **Z**weiter, **S**echzehn **A**cht und **A**cht (1688).  
Zweimal **Z**wei und **Z**wei dreimal (+ 226)  
Bringt zum **D**ritten Englands Fall!
3. **W**ähnst du, du feiest außermählt,  
In aller Welt der Völker Fleiß  
Leicht nur zu ernten ungezählt?  
Heut gilt es einen höh'eren Preis:  
Erfülle dein verwirktes Los;  
Laut pocht an deinem Felsenloß  
**M**ein **D**ritter, **N**eunzehn **B**ier und **Z**ehn (1914).

Man beachte hierbei, daß die Anfangsbuchstaben der Verse in den drei Strophen, von oben nach unten gelesen, jedesmal den Namen **W**ilhelm ergeben.

Rehren wir jedoch zu dem Jahre 1913 zurück. Noch ein Umstand machte sich geltend, um die Furcht vor ihm zu erhalten. Es war nur ein Wortspiel, wie jene angebliche Weissagung an Wilhelm I. ein Ziffernspiel war; aber die Menschen hängen nun einmal an der Außerlichkeit, der Form, und geben ihr gar zu leicht einen verhängnisvollen Sinn.

Also 1911, reich an Hitze, war das Glutjahr, 1912, reich an Regen, war das Flutjahr, und 1913? Das wird ein Blutjahr! riefen die Leute. Der Reim war fertig, und jedermann kannte ihn anno 1913: Glutjahr, Flutjahr, Blutjahr! Das ganze Volk, nicht der einzelne bloß, hatte die Weissagung gemacht und fürchtete sie, und die Kinder wiederholten sie auf der Straße.

Im ganzen nördlichen und mittleren Europa war die Mär verbreitet, das Jahr 1913 werde den „Weltbrand“ bringen, und insbesondere Franzosen und Engländer waren überzeugt, daß dieses Jahr das „Schicksalsjahr“ Europas sei. In russischen Blättern stand im Frühling 1912 aus dem Kreise Serdobsk folgende Prophezeiung zu lesen, die dort in der ganzen Bevölkerung verbreitet sei: <sup>1)</sup>

„1912 wird es eine Ernte geben, wie die ältesten Leute sie nicht gesehen haben.“  
Wie? „Ja, es ist gewahr sagt.“ Wer, wie? „Ein Bauer fuhr zum Markt. Da sieht er eine Frau am Wege stehen, gut gekleidet, aber ohne Tuch. Sie friert und bittet das Bäuerlein, ihr vom Markt ein Tuch mitzubringen. Der gutmütige Bauer verspricht es, fährt weiter, kauft ein Tuch und zieht wieder nach Hause. Nichtig steht das Weib noch immer da. Er gibt ihr das Tuch. Da fordert sie ihn auf, aus dem Schlitten zu steigen und ihr über die Schulter zu sehen. Er tut es und sieht eine wunderschöne Landschaft: saftige Wiesen, schattige Haine, wogende Aehrenfelder, schwer von Korn, dazwischen Garten mit Apfelbäumen, die unter der Last sich biegen. Das ist die Ernte des Jahres 1912, sagt das Weib; und nun schau mal über die andere Schulter. Da erblickt der Bauer ein furchtbares Bild: Pulverrauch, ein Schlachtfeld besät mit Leichen, marschierende Soldaten. . . Das ist das Jahr 1913, sagt die Frau und verschwindet.“

Die russischen Bauern glaubten felsenfest an die Geschichte, um so mehr, als ihnen das Jahr 1912 wirklich die vorausgesagte gute Ernte brachte, und man rechnete sicher auf den Weltkrieg von 1913. Die Erinnerung an eine merkwürdige Vision wurde in Russisch-Polen hierbei lebendig. Im Jahre 1819 hatte angeblich der Dominikaner Korceniacki in Wilna zur Nachtzeit eine Erscheinung des polnischen Jesuitenpaters Andreas Bobola (von Kosaken ermordet 1657), der ihm den Blick in die weite Ebene von Pinsk, östlich von Warschau, eröffnete. Und als Korceniacki zum zweitenmal hingeschaut, habe er die Ebene bedeckt gesehen „von unzähligen Massen von Russen, Türken, Franzosen, Engländern, Desterreichern, Preußen

<sup>1)</sup> Vgl. Köln. Volkszeitung Nr. 1131 v. 31. Dezember 1913, 1. Blatt.

und anderen Völkern, die sein Auge nicht genau unterscheiden konnte, und die sich in furchtbarem Gemühl bekämpften wie in den blutigsten Schlachten.“ Sollten, so raunte man sich zu, in Polen, östlich von Warschau, die Würfel des Weltkrieges fallen?

Der Bericht <sup>1)</sup> ging nach Beginn des Weltkrieges bald durch zahlreiche Blätter und erschien sogar unter pomphaftem Titel in Broschürenform (in Wechta). Leider wurde er von manchen urteilslos für echt genommen. Auf die völlige Unglaubwürdigkeit der Erzählung ist aber nach dem Vorgange der M. Gladbacher „Volksvereinskorrespondenz“ von besonnenen Seiten <sup>2)</sup> bald genug hingewiesen worden. Die Verbreitung des wunderlichen Berichtes war eine beklagenswerte Torheit.

Auch Laflai ging unter die Propheten. Kurz vor seinem Tode, 1910, deutete er, wie berichtet wird, <sup>3)</sup> auf den nahe bevorstehenden Ausbruch des gewaltigen Völkerschicksals hin: „Der große Brand wird 1912 im Südosten von Europa beginnen. Danach (angeblich ist das Jahr 1914 bezeichnet) wird er sich zu einer allgemeinen Katastrophe erweitern, und von diesem Augenblick an wird Europa in Flammen stehen.“ Freilich begann im Herbst 1912 der Krieg des Balkanbundes gegen den türkischen Halbmond, aber der allgemeine Brand, den man fürchtete, schien doch noch auszubleiben.

Das Jahr 1913 <sup>4)</sup> zog glücklich vorüber, und die Menschen atmeten auf. Die Mächte werden sich hüten, Krieg anzufangen, hieß es jetzt, denn er würde ein Weltkrieg, blutig über die Massen werden, und jeder scheut vor der furchtbaren Verantwortung zurück, ihn herbeizuführen. Wer so sprach, schätzte die Moral in der Politik des Dreiverbandes allzu hoch ein; die Geschichte hat es offenbar gemacht, wie wenig den Staatsmännern an der Themse, der Seine, der Neva daran gelegen war, ein Meer von Blut und Tränen über die Völker auszugießen, wenn es nur ihren Zwecken, vornehmlich der Vernichtung Deutschlands, dienlich war. Und die Frucht schien ihnen reif.

<sup>1)</sup> Seine Grundlage ist die uns vorliegende wunderliche Sammlung von J. M. Curicuec, Prophetische Stimmen, Luxemburg 1871, S. 193 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. u. a. Märk. Volksblatt (Sferlohn), Nr. 235 v. 11. Okt., „Blode“ (Delbe) v. 9. Okt. 1915.

<sup>3)</sup> Köln. Volksztg., Nr. 910 v. 6. Nov. 1915 (nach der International Review).

<sup>4)</sup> Im Juli 1912 wurde im Zentralblatt für Okkultismus (Nr. 1 S. 44) behauptet, die Franzosen würden 1913 einen Angriff auf Deutschland machen und in Mülhausen im Elsaß einrücken. Ein Jahr später, am 10. August, zogen die Franzosen allerdings vorübergehend in Mülhausen ein, aber die Besetzung dieser Stadt durch plötzlich vorbrechende überlegene Kräfte war bei der Nähe von Belfort als leicht möglich immerhin vorauszusetzen.

## Zweites Kapitel.

## Der Kriegsausbruch.

Die Erde dröhnt, von Wettern schwer,  
Ein Völkertag bricht an!

F. Ebers, 1909.

Wie der Krieg seit Jahren sozusagen in der Luft lag, ist bekannt genug. Mit unverminderter, ja stetig zunehmender Heftigkeit behauptete sich der Revancheruf jenseits der Vogesen, trotzdem ein bis zwei Menschenalter hinter 1870 lagen und die lebende Generation in Frankreich zum weitaus größten Teil die Tage des großen Schreckensjahres nicht mehr gesehen hatte. Das Ziel der französischen Politik war nur eins: die Demütigung des Siegers von dazumal. Wie gebannt schauten die Staatsmänner an der Seine immer nur nach Osten, zum Rhein und über den Rhein. Um jenes Ziel zu erreichen, nahmen sie alle Schlappen anderswo in den Kauf. Fieberhaft arbeitete ihre Politik an der Nawa, um Rußland in das Interesse der Republik hineinzuziehen, und ein erheblicher Teil des französischen Nationalvermögens wurde, um das Zarenreich gefügig zu machen, dorthin „ausgeliehen“. Diesem Bestreben kam die allslawische Bewegung in Rußland entgegen. Sie richtete ihre Spitze besonders gegen das mit uns treu verbündete Oesterreich. Der habsburgische Kaiserstaat sollte auf dem Balkan, wo seine Lebensinteressen lagen, ausgeschaltet und das ganze Slawentum des südöstlichen Europa unter der Führung des heiligen Rußland vereinigt werden, um den Halbmond in Europa zu vernichten. Das russische Doppelkreuz auf der Sophienkirche in Konstantinopel: das war der Traum jedes echten Russen. Aber der Weg nach dem goldenen Horn mußte über Berlin gehen. Das wußte man an der Nawa, und die deutsch-feindliche Verbindung mit Frankreich wurde von der Großfürstenpartei dem schwachen Zaren gegenüber nach Kräften gefördert.

Dann aber trat England auf den Plan. Mit wachsender Deutlichkeit hatten die britischen Staatsmänner seit den Tagen des ränkevollen Königs Eduard VII. († 1910) gegen Deutschland gearbeitet. Denn voll Mißgunst und Eifersucht schaute man jenseits des Kanals den mächtigen Aufschwung unserer See- und Handelsmacht. Der friedliche Wettbewerb der deutschen Schiffahrt auf den Meeren, des deutschen Kaufmanns auf dem Weltmarkt war den Briten, denen ihre Vorherrschaft auf und über See als etwas Selbstverständliches galt, ein Dorn im Auge. Freilich gibt es in der Entwicklung der

Kultur keine verbrieften Rechte, und das Aufstreben eines Volkes läßt sich durch Mißgunst nicht aufhalten.

Die Feinde glaubten es aber. So reifte denn in dem „Drei-Verband“ von Frankreich, Rußland und England der Gedanke an den Krieg, der vor allem Deutschland verderben sollte.

Das alles ist seither oft genug gesagt und geschrieben worden. Aber so seherisch klar, so packend hat am Vorabend des großen Weltbrandes niemand die Zeichen gedeutet, als ein junger Redner in Köln am 10. März 1913, sechzehn Monate vor Kriegsausbruch, es getan hat.<sup>1)</sup> Blikartig beleuchteten seine Worte den Ernst der Lage. „Achtet,“ so sagte er, „auf die Zeichen der Zeit und lernt, wie ernst, wie bitterernst die Stunde ist! Blickt nach Nordwesten übers Meer, da sitzt der wahre Schiedsrichter der Welt, in dessen Stadt die Kongresse tagen, die Gesandten der streitenden Völker sich drängen, weil diese wissen, daß ihr Schicksal abhängt zum großen Teile vom Willen Englands, das über eine Weltmacht gebietet, die alles Gewesene in den Schatten stellt: Englands, vor dessen Sonne selbst der römische Name verblaßt — Englands, dessen Politik seit Jahren kein anderes Ziel kennt, als die umsichtige und entschlossene Vorbereitung des Vernichtungskampfes gegen das Deutsche Reich, den gefährlichen Konkurrenten, den es, nachdem die Verständigung mißlungen ist, gewaltsam unschädlich machen will und wollen muß. Es hat nach diesem einen großen Gesichtspunkte seine ganze Politik neu eingerichtet, sich unter Opfern mit dem europäischen Erbfeind und dem asiatischen Rivalen verständigt und wartet nun im Bunde mit Slawen und Romanen auf die günstige Stunde.“

„Blickt nach Westen über den Wasgenwald, und Ihr seht ein wiedererstarktes und verjüngtes Frankreich, das den Verlust von 1871 durch den Erwerb eines gewaltigen Kolonialreiches längst mehr als wettgemacht hat, das in unseren Tagen ein nie geglaubtes Wiedererwachen seiner kriegerischen Instinkte erlebt, ohne Murren das schwere Opfer der dreijährigen Dienstzeit auf seine Schultern nimmt, in der Ueberzeugung, daß die Stunde der Rache vor der Tür steht.“

„Blickt nach Osten über die Weichsel, und Ihr seht ein Rußland, das das ganze gewaltige Schwergewicht seiner unübersehbaren

<sup>1)</sup> Jakob Brünagel, wissenschaftlicher Hilfslehrer am Realgymnasium in Köln-Nippes, in einer Schultrede zur Erinnerung an die Stiftung des Eisernen Kreuzes 1813. Der wackere Mann hat schon in den ersten Wochen des Krieges in Lothringen den Tod fürs Vaterland gefunden.

Seine Rede, wiederabgedruckt in dem Jahresberichte der Anstalt für 1915, ist neuerdings in der Köln. Zeitung, der Westdeutschen Volkszeitung u. a. Blättern besprochen worden.

Ländermassen, seines unzählbaren Völkergewimmels gegen die deutsche Sache in die Waagschale zu werfen bereit ist, dessen Heer vom Schlage des Japanerkrieges sich erholt hat und darauf brennt, die Ehre der russischen Fahnen wiederherzustellen im Kampfe gegen den verhassten westlichen Nachbarn, den jeder Slave aus dem Instinkt heraus als den geborenen Erz- und Erbfeind betrachtet."

"Blickt südwärts über die Alpen, und Ihr seht ein an der Tiroler Grenze in Waffen starrendes Italien, das zwar auf dem Papier den deutschen Mächten (Deutschland und Oesterreich) verbündet ist, in Wirklichkeit aber . . . in der Stunde der Entscheidung — drücken wir uns vorsichtig aus — zum mindesten nicht auf unserer Seite zu finden sein wird."

"Es ist kein Zweifel: in der Stunde der Entscheidung wird der Deutsche allein stehen; daß diese Entscheidungsstunde aber naht, einerlei ob uns nun Wochen oder Jahre von ihr trennen, daran kann nur zweifeln, wer mit Absicht blind und taub ist. Der Kampf, den die Ahnen gekämpft haben, er wird auch uns nicht erspart, der Kampf um Deutschlands Entwicklungsmöglichkeit nicht nur, seine Weltstellung, seine Zukunft, nein, einfach um die nationale Ehre, um die staatliche Existenz unseres Vaterlandes. Jeder von uns wird — als Mittkämpfer oder als Zuschauer — Zeuge dieses Kampfes sein!"

Da horchte die Welt entsetzt auf eine schreckliche Kunde: eine ungeheuerliche, von Serbien aus angestiftete Mordtat hatte am Morgen des 28. Juni 1914 zu Serajewo in Bosnien den österreichischen Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin dahingerafft. Wie eine Wolke zog es fern am Horizont auf. Aber der Sommer glänzte in all seiner Pracht; auf den Feldern reifte das Korn, und die Menschen gingen in Frieden ihrer Beschäftigung nach.

An der Donau erkannte man den ganzen Ernst der Stunde. Mieß das Verbrechen von Serajewo, dem die regierenden Kreise von Serbien nicht fern gestanden, politisch ungefühnt, so war es mit der Machtstellung der habsburgischen Monarchie im Rate der Völker vorbei. Genau einen Monat später war es, da erklärte denn Oesterreich-Ungarn an den feindseligen Balkanstaat, der inzwischen die verlangte Genugthuung verweigert hatte, den Krieg der Vergeltung. Das war die Gelegenheit, auf die man an der Seine, an der Newa, an der Themse gelauert hatte; die Stunde schien den feindlichen Staatsmännern gekommen, um mit der Donaumonarchie vor allem

das ihr treu verbündete Deutschland zu verderben. Die diplomatischen Ereignisse überstürzten sich.

Die Wolke am Horizont war riesengroß gewachsen und türmte sich zu schwarzen, gewitterkündenden Bergen.

Das Barometer wies auf Sturm. Wütend segte die Windsbraut dahin, stoßweise kamen die Donnerschläge, und schon fuhren aus dem schwarzen Gewölk die Blitze nieder auf die bange Erde. „Krieg!“ riefen die entsetzten Menschen. Manche wollten es nicht glauben, denn sie konnten das Ungeheure nicht fassen. Aber dennoch war es wahr: „Krieg!“

„Halmstreu stand uns das Korn im Feld,  
Wir wollten es bergen und bringen,  
Da fuhr ein Wetter, blitzerhell,  
Einher mit eisernen Schwingen.“

E. Brintmann.

Ja, nun ist er da seit vielen Monden, der große Krieg; er mußte kommen. Und es ist das gewaltigste Völkerringen der Geschichte, das wir erleben. Ueber Abendland und Morgenland wogt der furchtbare Kampf dahin. In seinem Mittelpunkt aber steht der brutale Kampf Englands gegen die Lebensbedingungen des deutschen Volkes. Wider eine Welt in Waffen halten die beiden Kaiserreiche zusammen, und Schulter an Schulter kämpfen seine tapferen Söhne.

Wir aber erinnern uns hier der ahnungsvollen Worte, die geschrieben stehen an der Wand der Prinz-Heinrichhütte im Riesengebirge:

„Deutschland, Oesterreich, treu ver-	Eine Sprache — eine Sitte
So besiegt ihr eine Welt! [bunden,	Schlingt um euch ein festes Band,
Blut aus tausendjährigen Wunden	Und es ist derselbe Himmel,
Es, das euch zusammenhält.	Der sich euch zu Haupte spannt!“

### Drittes Kapitel.

### Kriegsstimmen der Vergangenheit. England.

„Ihr naht euch wieder, schwankenden Gestalten!“  
Goethe, Zueignung (Faust).

Halten wir Umschau nach Schriften, die sich mit Voraussagen des großen Krieges befassen,<sup>1)</sup> so ist eine eigentümliche Tatsache zu

<sup>1)</sup> Zu nennen sind: A. Grobe-Wutischky, Der Weltkrieg 1914 in der Prophetie; R. Gerling, Der Weltkrieg 1914/15 im Lichte der Prophezeiung; A. Kniepf, Die Weissagungen des altfranzösischen Sehers Michael Nostradamus und der jetzige Weltkrieg; Tiede, Astrologische Mutmaßungen über den Krieg 1914; Fr. Kämpfer, Günstige Kriegprophezeiungen (ganz spiritistisch); Frau von Heilmann (spiritistisches Medium), Rosenzweige; Prophezeiungen für das Jahr 1914. Desgl. Rosenzweige für 1915.

beobachten. Sie alle stehen, soweit ersichtlich, durchaus unter sterndeuterischem Einfluß und bekunden zugleich, wie weit verbreitet noch immer der Glaube an die Macht der Gestirne über das Schicksal der Menschen ist. Mehr oder weniger leidenschaftlich huldigen sie auch dem Glauben an Geister, die durch Vermittlung geeigneter Personen mit ihren Kundgebungen an die Menschen heranträten (Spiritismus), und treiben mit der angeblichen Geheimkraft von Formeln und Zahlen und ihrer Bedeutung für die Menschenwelt ein wunderliches Spiel. Man sieht: der Wahn ist stärker verbreitet als man glaubt. Und mit vollen Backen blasen sie alle vom Turm: „Seht hier, lauter echte Kriegspropheten!“ Nein, verehrliche Herrschaften, das geht nicht an! „Semehr,“ schreibt Oskar Vie<sup>1)</sup> von einer dieser Schriften, „ich darin las, desto mehr schämte ich mich (meiner Schwäche),“ und mit grimmigem Spotte geißelt der sozialdemokratische Vorwärts<sup>2)</sup> die deutschen, englischen, französischen Sterndeuter: unwiderleglich beweist ein jeder von ihnen, daß die Gestirne bloß seinem Volke günstig seien! Am schlechtesten kommt besonders bei den englischen Sterngelehrten Kaiser Wilhelm II. weg. Er ist die einzige Ursache des Weltkrieges. Und warum? Weil bei seiner Geburt der „Kriegsplanet“ Mars am Firmament eine bestimmte Stellung hatte. Ei, ei!

Doch überlassen wir die Herren Sterndeuter sich selber. Besser mag es sein, hier zu berichten, was an bemerkenswerten Stimmen, denen der gegenwärtige Krieg zu entsprechen scheint, aus der Vergangenheit zu uns herübertönt; das Urteil über sie stellen wir natürlich gern dem denkenden Leser anheim.

Interessant ist zunächst die „Ausgrabung“, die neuerdings von einer deutschen Zeitschrift gemacht worden ist.<sup>3)</sup> Es ist der folgende Bericht Platons, des großen Griechen (gest. 347 v. Chr.), in seinen Schriften „Timaios“ und „Kritias“:<sup>4)</sup>

„Es war einmal in Europa ein ansehnliches Volk, das auf gesegnetem Boden in fleißiger Arbeit ein wohlgeordnetes Gemeinwesen begründet hatte. Ackerbau und Gewerbe schufen wachsenden Wohlstand. Künste und Wissenschaften gediehen zu herrlichster Blüte. Die Lebensführung hielt die rechte Mitte zwischen Prunk und unedler

<sup>1)</sup> Vgl. u. a. Dortmunder Zeitung, Nr. 190 v. 15. April 1915, Abendausgabe.

<sup>2)</sup> Nr. 98 v. 10. April 1915, unter der Überschrift: „Humor in ernster Zeit!“

<sup>3)</sup> Hilfe, Aprilnummer 1915. Vgl. auch Frankfurter Stg., Nr. 98, Abendausgabe v. 9. April; Solinger Tageblatt, Nr. 83, 2. Bl. v. 10. April; Generalanzeiger für Elberfeld-Barmen, Nr. 169 v. 13. April.

<sup>4)</sup> Dialoge aus Platons Alter: „Timaios“ über Natur, „Kritias“ über Kultur. Der Bericht ist übrigens aus verschiedenen Stellen der Dialoge zusammengetragen.

Aermlichkeit; Tüchtigkeit, Einsicht und Gerechtigkeit waren in schönem Bunde verknüpft. Die kraftvollen und waffengeübten Männer übertrafen an Tapferkeit alle anderen und wurden Führer und Beschützer schwächerer Stämme. Aber zufrieden mit den Erträgen ihres Landes und ihrer Tätigkeit, begehrten sie nicht nach den Gütern der Fremden und lebten in Frieden und Freundschaft mit den Nachbarn.

Nun lag westlich von diesem Lande draußen im Meer eine Insel, auf der ebenfalls ein mächtiger Volksstamm wohnte. Sie hieß Atlantis und war fruchtbar und reich an Schätzen des Bodens, namentlich an Erz. Viele Güter strömten auch von außen herzu, denn die Inselbewohner gewannen vermöge ihrer Schiffsmacht bald die Herrschaft nicht nur über die Nachbarinseln, sondern weit hin an den Küsten Afrikas bis nach Ägypten. So wurden sie unermesslich reich, wie kein anderes Volk zuvor, und bauten hohe Tempel und prächtige Schlösser, zahlreiche Häfen und geräumige Schiffswerften. So lange sie nun Edelsinn und Tüchtigkeit höher achteten denn das Gold, waren sie glücklich und angesehen. Als es ihnen aber zu wohl wurde und die Schwächen der menschlichen Natur die Oberhand gewannen, da rissen Selbstsucht, Habgier und Eroberungsdrang ein. Dem schärfer Sehenden wurden sie jetzt verächtlich, weil sie das Schöne und Ehrenvolle um schüden Geldgewinn preisgaben, den Toren aber schienen sie gerade damals auf der Höhe ihres Glanzes und Glückes zu stehen. Da beschloß Zeus, ihren Uebermut zu strafen. In ihrer Verblendung ließen sie sich zu einem Heereszuge gegen jenes friedliche Volk des Festlandes hinreißen. Und nun bewährte sich der Unterschied zwischen wahrer und scheinbarer Tüchtigkeit. Denn das Ostvolk zeigte sich auch ohne Hilfe der anderen in der äußersten Bedrängnis so überlegen an Seelenstärke und in jeglicher Art von Kriegskunst, daß es über die Gegner den völligen Sieg gewann. So schützte es zugleich die noch nicht Unterworfenen vor der Knechtschaft und befreite die schon Geknechteten. Es war die größte und schönste Heldentat, welche dies Volk vollbracht hat. Die Insel Atlantis aber soll in einer furchtbaren Nacht mitsamt ihren Bewohnern ins Meer versunken sein.“

In Wirklichkeit meint Plato übrigens den Freiheitskampf seines geliebten Griechenland gegen die verhassten Perser. Die Bezugnahme auf den großen Krieg unserer Tage, die man in den Bericht hineinlegt, gibt ihm einen phantastischen Reiz.

Sa, wieviel ist nicht über die rücksichtslos habgierige Gewaltpolitik jener Atlantisinsel im Laufe der Zeiten gesagt und geschrieben worden! Schon Friedrich der Große erklärte: „Die Engländer sehen ganz Europa für eine lediglich zum Nutzen Englands geschaffene

Staatengemeinschaft an"; heute aber rechnen die brutalen englischen Egoisten dazu die ganze Welt. Schuld und Schicksal reichen sich auf Erden schließlich die Hand: darum wehe dir, England! Eine passende Stelle, die weiterhin auf den großen Krieg gedeutet wird, findet sich in einer 1806 erschienenen, überaus seltenen und merkwürdigen Schrift: „Magischer Spiegel, darin zu schauen die Zukunft Deutschlands und aller umliegenden Lande," von Theophrastus Teutonicus.<sup>1)</sup>

„Das ist aber“, heißt es darin, „der Fluch über Albion, das Land des Goldes und des Hochmuths:

Siehe, ich habe gesehen deine Gräuel von meinem Himmel und geschwiegen eine lange Zeit. Nun aber fahre ich hernieder, zu hören die Klage meiner Kinder wider dich und dich zu richten mit Recht und Gerechtigkeit. Denn es schreyet zu mir der Völker Blut, die du verrathen und verkauft hast um schnödes Gold und Silber, und hast die Augen der Gewaltigen geblendet mit deinem Mammon, daß sie ihr Volk hingaben, wie Schafe, zur Schlachtbank. Auf daß du nur Friede hättest in deinen Gränzen, und dein Wucher nicht verdürbe, daß du alle Meere heimsuchest und beraubest alle Küsten und hast keine Scheu vor fremdem Erbe und Eigenthum in deinem sträflichen Uebermuth. — Aber ich will über dich kommen zur bösen Stunde, da du dich deß nicht versiehst, und will deinen Stuhl vom Himmel stoßen, da du dich aufgesetzet unter die Sterne und sprichst: Wer ist mir gleich in allen Landen, dazu auf allen Meeren? Und will dem Meer gebieten, daß es deine Schiffe verschlinge, da du auftrödest, als auf eine feste, unüberwindliche Burg, und den Felsen, daß sie sie zerscheitern. Und den Arm deiner Feinde will ich stärken, daß er dich schlage zu Wasser und zu Land, und soll brechen in deine Gränzen, wie Meereswogen, und dich baß ängsten in deinem Erbe.

Und die Inseln im Meer verhüllen ihr Angesicht, und die Kaufleute stehen am Ufer und zerraffen ihr Haar; denn ich will ihre Waare, darauf sie trogen, dem Meer geben und ihre köstlichen Specereien den Hayen. Und wer vorüberfährt an der zerstörten Weste deiner Herrlichkeit, der höhnet dich ins Antlitz, daß du so gar kläglich siehest, und hast Staub auf deinem Haupt: Ist das die Königin unter den Inseln? Und wo ist der Dreyack, damit sie das Meer erschütterte vom Bette der Morgenröthe bis wo die Sonne zur Ruhe gehet? Und die Inseln erzählen einander deinen kläglichen Fall,

<sup>1)</sup> Der unter diesem Namen schreibende Verfasser ist der mutmaßliche Dichter der „Nachtwachen des Bonaventura“ (die früher Klemens Brentano zugeschrieben wurden), Karl Friedrich Gottlieb Wegel, geb. 1779 in Bauhen, gest. 1819 in Bamberg. — Wir geben die Stelle nach der Berliner „Täglichen Rundschau“, Nr. 188, v. 15. April 1915.

und die Wellen im Meer reden davon, und die Schiffe sind Zeugen deiner Schmach von einem Ende der Welt zum andern.“

Die Zeit dieses Warnungsrufes war dieselbe, da der bekannte Königsberger Schreffner, der Freund Kants, die Worte schrieb (1807): „Wehe dem Lande, dessen Alliierte Russen und Briten sind!“<sup>1)</sup> An Frankreich haben sich heute die Worte erfüllt. England, Frankreich und die slawischen Völker des Ostens: das waren die Feinde, gegen die vor hundert Jahren schon Josef von Görres die deutsche Nation zur „Einigkeit, Geschlossenheit und Wachsamkeit“ ermahnte. Kommt es aber zum großen Ringen, dann wird die Rache des deutschen Geistes namentlich über England fahren. Darauf wird u. a. auch die Stelle bezogen, die in dem sehr seltenen Buche „Weissagungen“ von Johannes Lichtenberger aus dem Jahre 1528 von unserer Zeit geschrieben steht<sup>2)</sup>: „Aufsteigen wird der große Adler im Osten — die westlichen Inselbewohner werden anfangen zu weinen. Drei Reiche wird er verschlingen. Dieses ist der große Adler, der viele Jahre schläft. Der (lange) Zurückgehaltene wird sich erheben und die westlichen Wasserbewohner im Lande der Jungfrau (Königin Elisabeth) zittern machen und noch andere Gipfel. Und er wird fliegen gegen Mittag und das, was er sich entgehen ließ, wieder einholen. Und mit der Liebe der Barmherzigkeit wird Gott den östlichen Adler entflammen, der zu Großem fliegt mit zwei leuchtenden Flügeln.“

Erinnert sei hier an eine Stelle bei Justinus Kerner:

„Europas wildes Feuer wird entbrennen,  
Der Könige, der Völker Krieg beginnen;  
Der Briten Reich wird in dem Kampf vergehn . . .“<sup>3)</sup>

Unwillkürlich denken wir bei diesen natürlich übertreibenden Worten an die Säge, die einst Alban Stolz über die Vergeltung an England schrieb:<sup>4)</sup> „Ich glaube sicher, daß, wie in einzelnen Familien die Vergeltung solche Glieder eigentümlich treffend packt, welche die anderen geplagt haben, solches auch in dem großen Hause Europa und seiner Völkerfamilie geschehen wird. Mehr und schwerere Verschuldungen wird aber niemand unter den Regierungen angesammelt haben als die englische . . .“

<sup>1)</sup> Gerschach, „Gott strafe England! Beiträge zur Kenntnis Englands und der Engländer“. Berlin 1915.

<sup>2)</sup> Vgl. Ohligser Anzeiger, Nr. 125 v. 1. Juni 1915, 1. Bl.

<sup>3)</sup> „Magilon“, 2. Jahrg., 1. Heft.

<sup>4)</sup> Besuch bei Sem, Cham und Saphet, oder Reise in das heilige Land. 4. Aufl. 1871, S. 38.

4. Und wann wird der große Wehrekrieg für England sein? Ist es der gegenwärtige?

Von einigem Interesse ist eine Prophezeiung aus dem Munde des englischen Generals Gordon. Die Aussage des s. B. vielgenannten Mannes, der 1884 bei der Einnahme von Chartum durch den Mahdi fiel, ist alsbald veröffentlicht worden.<sup>1)</sup> Sein Adjutant, der Hauptmann Parby, berichtet darüber in der Londoner „Daily Mail“:

Im Jahre 1882 sagte diesem bei Gelegenheit einer Truppenschau in Dordrecht (Kapland) der General, im nächsten Vierteljahrhundert habe England einen Streit mit Nachbarn nicht zu erwarten, alsdann werde sich jedoch im Jahre 1910 oder ungefähr um diese Zeit eine andere Macht erheben; aber es werde die Oberhand gewinnen. „Sie werden,“ schloß Gordon, „es vielleicht erleben, ich nicht mehr. Erinnern Sie sich meiner, wenn die Zeit kommt!“ Der General war Schotte von Geburt und, wie in seinem Heimatlande so mancher, mit dem zweiten Gesichte begabt. Daß er England gegen die andere Macht — gemeint ist Deutschland — den Krieg gewinnen läßt, ist bei einem englischen Offizier nicht weiter verwunderlich und braucht uns nicht aufzuregen.

Wie eine Antwort an ihn klingen die Verse, die im selben Jahre 1882 Friedrich Bodenstein schrieb; sie lesen sich, als schaute der Mirza Schaffy-Dichter Albions Bedrängnis durch den Weltkrieg und seine Zuflucht zur allgemeinen Wehrpflicht:

„England, dein Stern ist im Untergehn!  
Mit Miellingen läßt sich heut nicht mehr siegen —  
In Europas großen Entscheidungskriegen  
Muß der Kern des Volks auf der Walfahrt sehn!“

In der in Menin erscheinenden Kriegszeitung für das 15. Armeekorps 1915<sup>2)</sup> findet sich eine Prophezeiung mitgeteilt, die im Jahre 1911 von einem Blatt in Rio de Janeiro veröffentlicht worden ist. Ihr Urheber ist ein Amerikaner Daoud in Washington, der bereits im Jahre 1909 merkwürdig erfüllte Andeutungen über die Regierung Eduards VII. gemacht und u. a. den Tod dieses Monarchen, 1910, vorausgesagt hatte. Die Prophezeiung handelt von der Regierungszeit des jetzigen Königs von England, Georgs V.

„In erster Linie verkündet er,“ so heißt es in dem Artikel, „daß Georg V. nicht länger als sechs Jahre und einige Monate regieren wird. Die ersten fünf Jahre werden die stürmischsten in der ganzen

<sup>1)</sup> Zentralblatt für Okkultismus. Dritter Band, S. 422.

<sup>2)</sup> Vgl. auch „Märk. Volksbl.“ v. 9. April 1915.

englischen Geschichte sein; die letzten 18 Monate werden etwas glücklicher sein. Der König wird eines natürlichen Todes sterben, obgleich man verschiedene Male versuchen wird, ihn gewaltsam aus dem Leben zu schaffen.

Gleich im Anfang des zweiten Jahres seiner Regierung werden sich ernste Umtriebe, Aufstände und Revolten in verschiedenen englischen Kolonien, namentlich in Indien, ereignen.

Im dritten Jahre ein furchtbarer Krieg gegen eine andere europäische Macht. Aus diesem Krieg wird England sehr geschwächt hervorgehen und gezwungen werden, viel von seiner Vormachtstellung aufzugeben. Ägypten wird dem König Georg V. viel Sorgen bereiten; trotz alledem wird es sich von der britischen Schutzherrschaft nicht befreien können.

In England werden große Verfassungsänderungen stattfinden. Der Adel wird gezwungen werden, viele von seinen Vorrechten aufzugeben. Während des dritten Jahres der Regierungszeit wird es am Hofe einen heftigen Kampf geben, im zweiten Jahre eine große Teuerung.“

Man braucht nicht gerade abergläubisch zu sein, wenn man den Angaben einiges Interesse schenkt. König Eduard VII. starb bekanntlich am 6. Mai 1910. Die prophezeite Teuerung verspürte England bei Ausbruch des großen Eisenbahnstreiks. Unruhen waren von 1911 bis 1913. Im Dezember 1912 erfolgte das Bombenattentat — allerdings auf des Königs Vertreter, den Vizekönig in Delhi. Der Krieg brach freilich nicht im dritten, sondern erst nach dem vierten Jahre des Regierungsantritts aus. Auch die Schwierigkeiten in Ägypten sind nicht ausgeblieben. Und immer deutlicher zeigt sich, sagt der Einsender, die Wahrheit der Davoudschen Weissagung: „Aus diesem Kriege wird England sehr geschwächt hervorgehen und gezwungen werden, viel von seiner Vormachtstellung aufzugeben — —.“

Deutlich fühlte das Nahen des großen Krieges Papst Pius X. René Bazin, der bekannte französische Akademiker, berichtet im „Echo de Paris“ von einer Mitteilung, die der Kardinalstaatssekretär Merry del Val ihm persönlich darüber gemacht habe.<sup>1)</sup>

„Pius X.“ so erklärte der Kardinal, „hatte seit geraumer Zeit schon den heute tobenden Weltkrieg vorausgesehen und wurde nicht müde, in seinen Gesprächen auf diesen Krieg anzuspielen. So oft ich in den Jahren 1912, 1913 und zu Beginn des Jahres 1914

<sup>1)</sup> Vergl. „Westf. Volksbl.“ vom 23. April 1915.

morgens die Gemächer des Heiligen Vaters betrat, um mit ihm zu arbeiten, unterbrach er meinen Vortrag schon bei den ersten Worten häufig genug mit der Bemerkung: »Das alles hat wenig Bedeutung neben dem, was uns die Zukunft bringen wird.« Der Papst wies mit einem familiären Dialektausdruck auf den großen Krieg, der da kommen werde, hin und fügte hinzu: »Das Jahr 1914 wird nicht vorübergehen, ohne daß ein gewaltiger Krieg ausbricht.« Es war das eine Sorge und eine Angst, die seine letzten Lebenstage verdüsterten.“

Noch erlebte der Papst den Ausbruch des großen Krieges, und der Zusatz „Vorderer Brand“ (ignis ardens) zu seiner Regierung in der sog. Papstweisagung des irischen Erzbischofs Malachias wird wohl hierauf bezogen.<sup>1)</sup>

In England schrieb anfangs 1911 der inzwischen verstorbene Hugh Benson einen f. Z. viel berufenen, merkwürdigen Roman „Im Dämmerchein der Zukunft“: ausdrücklich verwies er darin auf den „Europäischen Krieg von Neunzehnhundertvierzehn.“<sup>2)</sup>

Mehrfach wiederholt sind die Worte, die 1905 die „Seherin an der Spree“, Frau von Ferriem, schrieb:<sup>3)</sup> „Ja, ich sehe ihn kommen, den unvermeidlichen Krieg! Und doch zieht es sich noch eine ganze Weile hin. Sogar Jahre, eine ganze Reihe von Jahren werden vergehen darüber. Aber wehe! Dann bricht's mit elementarer Gewalt los. Es wird bitter gekämpft werden — mehr denn Siebzig und Einundsiebzig; das war dagegen nur Spielerei . . . Traurige Jahre stehen dann wohl bevor, aber Sieger bleiben wir und nochmals wir!“ Tiefgründig prophetisch sind die Worte gerade nicht; denn daß es so kommen würde mit dem Krieg und wir ihn durchhalten bis zum guten Ende, war immerhin anzunehmen. Oft kann man übrigens den Vergleich mit dem Jahre 1870/71 wiederholen hören.

Im Februar 1911 schrieb Eduard Niemayer (Hannover) über 1812, 1871, 1914<sup>4)</sup>: „Allerdings markieren diese Zahlen an sich nichts weiter als Unglückszahlen für Frankreich; sie umfassen eine Unglücks-Epoche, die 1812 begann und 1914 folgerichtig mit der völligen Niederwerfung Frankreichs der Bedeutung dieser Kulturmacht ein Ende bereiten wird. Frankreich wird niedergeworfen:

<sup>1)</sup> So deutet ihn z. B. eine dem Verfasser vorliegende Handschrift des Kaplans B. in S. am Rhein.

<sup>2)</sup> Deutsch von R. und U. Göttinger, Einfielern 1912. S. 52.

<sup>3)</sup> In ihrem Buche: „Mein geistiges Schauen in die Zukunft“. — Bergl. „Türmer“, Oktoberheft 1914, S. 48.

<sup>4)</sup> Zentralblatt für Okkultismus, Februarheft 1911. Türmer, a. a. O.

von wem? Natürlich von Deutschland. Ein Krieg zwischen beiden Ländern wird sich aber nur dann entspinnen, wenn die Mächte von ganz Europa über Deutschland und Oesterreich-Ungarn herfallen werden. Sollte Deutschland nun, wie nach allem, was auf okkultem Wege zu erfahren, anzunehmen ist, über Frankreich siegen, so kann das nur geschehen, wenn Deutschland und Oesterreich-Ungarn sich zu Herren von ganz Europa emporgeschwungen haben werden.“

Eine speziellere Voraussage wurde im März 1914 aus Graz gemeldet.<sup>1)</sup> Danach habe Oesterreich im Juni 1914 einen Thronwechsel, Ende August oder Anfang September einen Krieg zu erwarten; das sei der lange vorhergesagte Weltkrieg, und er würde sich hinüberziehen bis ins Jahr 1915. Am 28. Juni wurde der Erzherzog-Thronfolger ermordet, und seine Würde ging auf den Erzherzog Karl Franz Josef über; daß das Ereignis auf einen Thronwechsel statt auf einen Thronfolgewechsel gedeutet wurde, fällt nicht weiter ins Gewicht. Auch die Angabe Ende statt Anfang August ist nicht gerade von Bedeutung.

Nach Oesterreich wies auch eine Seherin hin, die bei den Franzosen fast so angesehen ist, wie in den Tagen Napoleons die berühmte Lenormand: Madame de Thèbes in Paris.<sup>2)</sup> In ihrem (im Buchhandel erschienenen) Weissagungsalmanach für 1913 steht zu lesen: „Der, welcher glaubt, daß er regieren werde, wird nicht regieren. Regieren wird ein junger Mann, der noch nicht regieren sollte.“ Und genauer schrieb sie weiter in ihrem Kalender für 1914: „Was das Drama im Kaiserhause betrifft, das ich vorausgesagt habe, so wird es sich sehr bald erfüllen. Nichts kann das Schicksal aufhalten.“<sup>3)</sup> Und am 28. Juni erfüllte es sich, wie gesagt, in Serajewo. Die Voraussage der Katastrophe klingt auffallend. Sehr nahe liegt indessen die mehrfach ausgesprochene Vermutung, daß die Pariser Sibylle in Verbindung mit den panslawistischen Verschwörerkreisen an der Seine stand;<sup>4)</sup> erwiesenermaßen aber hatten diese den Tod des ihnen verhassten österreichischen Thronfolgers bereits beschlossen.<sup>5)</sup>

Erzherzog Franz Ferdinand selbst, eine gemütreiche Natur, war vor dem Antritt seiner Todesreise nach Bosnien von Vorahnungen erfüllt. Wie die Zeitungen im Juli 1914 berichteten, hatte er

<sup>1)</sup> Bergl. Zentralblatt für Okkultismus, Märzheft 1914.

<sup>2)</sup> Ihr Name ist übrigens ein angenommener; er knüpft an die ägyptische „Sphinx von Thèbes“ an. — <sup>3)</sup> Gerling 22, „Türmer“ 48.

<sup>4)</sup> Dortmunder Generalanzeiger Nr. 2 vom 3. Jan. 1916.

<sup>5)</sup> Vgl. „Theologie und Glaube“ (Paderborn), Heft 8, Okt. 1915.

wiederholt seiner nächsten Umgebung auf Schloß Konopischt gegenüber geäußert, „er fühle eine unerklärliche Beklemmung und würde »nicht unfroh« sein, wenn irgend ein Hindernis die Reise vereitele.“ Vergebens suchte er seine Gemahlin zu bestimmen, daheim zu bleiben; sie weigerte sich, ihn allein ziehen zu lassen. Noch kurz bevor die Mordwaffe ihr Werk tat, äußerte der Thronfolger: „Die Kugel, die für mich bestimmt ist, ist schon gegossen!“ Auch er war ein Prophet.

Sein Tod wurde zum weltgeschichtlichen Signal. Mit Recht ist der Pariser Seherin das Jahr 1914 darum das große „Witzjahr“, und der chinesische Wahrsagerglaube von der Kriegszahl 14, einer Verdopplung der „bösen Sieben“, triumphierte.<sup>1)</sup> Den abergläubischen russischen Soldaten aber, die in den großen Krieg zogen, wurde der Geist des ermordeten Prinzen zum Gespenst eines weißen Reiters; wenn in mondheiler Nacht, so sagten sie zu Sven Hedin, dieser Reiter vor den Schützengräben sich zeigt, dann werfen wir unsere Gewehre hin und eilen zu unseren Gegnern hinüber, denn dann ist es der Geist des ermordeten Erzherzogs, der uns heim sucht und auch uns des Verbrechens bezichtigt.<sup>2)</sup>

Was in einem stillen deutschen Landwinkel die Prophezeiung den Menschen zugerannt hatte, war im Zusammenhang mit dem Mord zur Wirklichkeit geworden: „Um einen kleinen Staat auf dem Balkan (Serbien),“ so heißt es nämlich in einer uns vorliegenden Handschrift aus dem Emsland, „wird ein schrecklicher Weltkrieg entbrennen, mit soviel Blutvergießen, wie die Welt noch nicht gesehen hat! Ich weiß nicht, woher die Prophezeiung stammte und wer sie zuerst erzählte — sie lebte im Volke wie die alten Sagen der Heimat.“

#### Viertes Kapitel.

#### Nostradamus und der Krieg.

„Und dies geheimnisvolle Buch  
Von Nostradamus' eigener Hand,  
Ist es dir nicht Geleit genug?“  
Goethe, Faust, I

Nostradamus! Fernher wie dumpfer Glockenton dringt der seltsame Name zu uns aus der Vergangenheit, und das Andenken eines Mannes wird wieder lebendig, der zu seiner Zeit angestaunt wurde wie einer, der mehr war und wußte, als andere Menschen.

<sup>1)</sup> Münst. Anz. Nr. 280 v. 15. April 1915.

<sup>2)</sup> Köln. Volksztg. Nr. 426 v. 28. Mai 1915.

Es war in den Tagen des französischen Königs Franz I. und seiner drei gekrönten Söhne: gewaltig erregten die Kämpfe der Reformation die Geister, das Abendland zitterte vor den Türken, und in blutigen Kriegen stritt Kaiser Karl V. um Land und Leute wider Frankreich. Da tauchte bald hier, bald da in Frankreich und Italien ein ruhelos wandernder Arzt und Sternkundiger auf: Michel de Nostradamus, d. h. „von Unserer lieben Frau“; Nostradamus nannte er sich selber.

Der merkwürdige Mann, ein Zeitgenosse des vielberufenen Doktors Faust, war geboren im Weihnachtsmonat 1503 zu St. Remy in der sonnigen Provence. Er war jüdischer Herkunft; seine Mutter stammte aus einem Geschlechte von berühmten Mathematikern und Medizinern. An der Hochschule zu Montpellier bildete er sich zum Arzte. In Agen, wo Nostradamus sich niederließ, verlor er durch ein tragisches Schicksal seine Gattin und seine beiden Kinder, und nun zog der Tiefgebeugte ruhelos in die Welt. Wandermüde wurde er dann 1544 Arzt zu Salon in seiner südfranzösischen Heimat. Im Bestjahre 1546 nach Aix berufen, entfaltete Nostradamus eine rastlose, todberachtende Tätigkeit, und hier war es, wo er zuerst seine Sehergabe offenbarte. Nach Salon zurückgekehrt, schloß er ganz mit der äußeren Welt ab und zog sich in die innere zurück. Noch zeigt man das enge Gemach, wo er in stiller Nacht den Lauf der zukünftigen Dinge zu schauen meinte.

Nostradamus war felsenfest von seiner Gabe überzeugt. Wie er in der Vorrede seiner Prophezeiungen sagt, erhob ihn die Welt seines Innern über die Schranken der Endlichkeit; das hintereinander Stehende nebeneinander stellend und zu einem großen Bilde vereinigend, führte sie die Geschichte in ihrem Zusammenhange und ohne Vermittlung der Zeitformen an seinem geistigen Blicke vorüber. In rätselhaften Worten kündigte er den Menschen die nahe und ferne Zukunft. Katharina von Medici, die schuldbeladene Wittve des Königs Franz, zog den merkwürdigen Mann an den Hof, auf daß er seine Geheimnisse reden ihr deute; auch bei ihren Söhnen stand er hoch in Ehren. Aber immer wieder kehrte Nostradamus heimwehkrank in das Land der Troubadours zurück.

In der Morgendämmerung des ersten Julitages 1566 fand man den Propheten zu Salon als Leiche; auf einer Bank seiner Kammer sitzend, wie von ihm vorhergesagt, war er vom Todesengel berührt worden. Unter seinen Papieren lag ein Zettel mit den Worten: „Die Arbeit ist vollbracht, ich geh zu Gott!“ In der Minoritenkirche zu Salon zeigt man dem Fremden noch heute sein Grab. 1558–1566 erschienen seine Orakel zuerst in Lyon. In

unverändertem Neudruck von Le Pelletier, Paris 1867, liegen sie in zwei Bänden vor uns.

Mustert man diese Prophezeiungen durch, die in überaus dunklen, gereimten Vierzeilern abgefaßt sind, so steht man oft vor Rätseln, wie sie auch sonst auf Erden zu finden sind, und es kann nicht geleugnet werden, daß viele von ihnen in der Hauptsache — sagen wir mal, sich erfüllt zu haben scheinen. Man denke nur an seine Voraussagen über die französische Revolution und Napoleon. „Was wir mit allem Nachdruck betonen müssen,“ sagt sogar ein neuerer Anhänger des Propheten,<sup>1)</sup> „ist, daß Nostradamus die Zukunft enthüllen konnte, wie niemand vor ihm oder nach ihm, von dem wir wissen!“ Der Name Nostradamus steht natürlich bei den Franzosen in hohem Ansehen; das Sprichwort „Kein Prophet gilt in seinem Vaterlande“ trifft bei ihm sicher nicht zu.

Hat nun der merkwürdige Mann vor dreieinhalb Jahrhunderten auch den gegenwärtigen Weltkrieg im Geiste geschaut? Manche behaupten es. Jedenfalls ist es nicht weiter verwunderlich, daß man beim Ausbruch des großen Kampfes auf den berühmten Wahrsager zurückgegriffen hat und auch weiterhin die Erklärung vieler seiner Vorgänge und Verhältnisse bei ihm sucht. Etwa anderthalb Duzend neuerer Schriften und Aufsätze über Nostradamus und den Krieg haben uns vorgelegen. In der nachstehenden Wiedergabe der Vierzeiler, die sich auf den letzteren beziehen sollen, folgen wir zumeist der „Neuen Metaphysischen Rundschau.“<sup>2)</sup>

\* \* \*

„Das englische Weltreich wird mehr als drei Jahrhunderte (jezt abgelaufene Zeit?) bestehen, dann passieren große Massen zu Wasser und zu Lande, womit die Portugiesen keineswegs zufrieden sein werden.“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Kemmerich, Prophezeiungen. Alter Aberglaube oder neue Wahrheit? München, W. Bangen, 1911. Er widmet Nostradamus das ganze elfte Kapitel (S. 346—402).

<sup>2)</sup> Januarheft 1915, Kriegsnummer, S. 234 ff.

<sup>3)</sup> Für die aus Französisch und Provenzalisch gemischte Sprache des Nostradamus diene als Beispiel die Urschrift dieses Vierzeilers:

„Le grand empire sera (per) l'Angleterre,  
Le prépotam des ans (plus) de trois cens;  
Grandes copies passer par mer et terre,  
Les Lusitains n'en seront pas contents.“

Lusitanier (Lusitains) ist der alte römische Name der Portugiesen. — Der Vierzeiler ist von allen Sprüchen des Nostradamus gegenwärtig der berühmteste. Von allen Seiten deutelt man an ihm herum. Muß er denn aber notwendig sich auf den Weltkrieg beziehen, wie so viele wollen? Will er sagen, daß die Portugiesen sich un-

„Wenn die militärische Massenentsaltung des Nordens (Rußland) groß sein wird und das Tor auf dem Weltmeere (Panama-Kanal?) offen ist, dann ist die Herrschaft des Inselreiches im Niedergange. London wird zittern vor den ungedeckten Segeln. (Flugzeuge?)“

„Wenn die Bewohner von Hennegau (belgische Provinz), von Gent und Brüssel vor sich die Belagerung sehen werden, werden hinter ihnen grausame Kriege geführt. Die alte Wunde wird schlimmer sein als die Feinde.“

„Ein Land ist umringt von verborgenen und sichtbaren Feinden. Eine Reise wird den nicht erwarteten Erfolg haben; tödliche Feindschaft wird beginnen. Der Dreiverband, ein Scheinverband, erst geheim, dann gefeiert durch öffentliche Feste, geht zerbrochen zugrunde, das Wasser wird den Krieg beenden.“

„Gewaltige Truppenansammlungen werden in Bewegung gesetzt werden, Kampf und Tod werden herrschen, wenn das neue Jahrhundert begonnen hat; drei Fürsten werden in großer Zwietracht sein, durch Mordbrenner wird die Eintracht verdorben, Regen hindert übereinstimmend gefaßte, boshafte Beschlüsse.“

„Gegen Rußland werden große Anstrengungen gemacht werden durch das Weib mit männlichen Zügen (Germania), fast ganz Europa und die Welt wird dadurch bedrängt; sie (Germania) wird sogar die beiden Ekliptiken in die Flucht schlagen (d. h. üble astrologische Einflüsse überwinden) und mit den Pannonen (Serben?) auf Leben und Tod kämpfen.“

„Nern heute dem Zwange Englands folgen, am Kriege teilzunehmen? Die Prophezeiung ist,“ sagt Heims (Leipziger Flugblatt), „viel einfacher zu deuten. Nostradamus wußte, daß England den Willen hatte, die Seeherrschaft auf Kosten von Spanien und Portugal an sich zu reißen, und hat geglaubt, daß ihm dies gelingen würde, worüber die (Spanier und) Portugiesen dann nicht erfreut sein würden. Jeder gebildete Zeitgenosse des Nostradamus, der die Fortschritte Englands verfolgte, hätte das selbe weisagen können. Die großen Streitkräfte, die Nostradamus erwähnt, erklären sich durch die Kämpfe, die England bald zu führen haben würde, von selbst und stehen in keiner Beziehung zu dem heutigen Kriege. „Copies“ braucht aber durchaus nicht Streitkräfte zu bedeuten, man kann es auch mit Mengen oder Massen übersetzen. Dann würde sich dieses Wort auf den Handel Englands beziehen und hätte mit einem Kriege überhaupt nichts zu tun. Daß England nach Erlangung der Seeherrschaft länger als 300 Jahre allmächtig sein würde, ist eine ganz vage Annahme, die auch stimmen würde, wenn England die Seeherrschaft noch weitere 2—300 Jahre behielt.“ Inzwischen ist nun (am 7. Mai 1915) die Lusitania in die Tiefe des Meeres gegangen, und die Jünger des Nostradamus haben bereits herausgefunden, es seien unter Lusitaniern die Reisenden der Lusitania gemeint! (Vgl. Verh., „Nostradamus und die Lusitania“, Köln. Ztg., Nr. 502 v. 19. Mai 1915, 1. Bl.)

„Wenn die Verdunkelung der Sonne eingetreten sein wird (Sommer 1912), wird sich vor aller Augen das Ungeheuer erheben; ganz anders wird man es deuten, auf Teuerung hat keiner geachtet noch sich dagegen gerüstet.“

„Siebenmal werdet ihr das englische Volk seine Verbündeten verändern sehen, in Blut getaucht in 290 Jahren. Frei ist es nicht mehr infolge der deutschen Schutzherrschaft (?), der Widder (England) verzweifelt an der Meinung seines Bastarner Verbündeten (Bastarner, ein Volksstamm am Schwarzen Meer, steht für Rußland).“

„Wenn du, Frankreich, über das Ligurische Meer hinausgehst, so wirst du keine Inseln und Meere eingeschlossen sehen. Die Scharen Mohammeds sind dir dann freilich entgegen, mehr noch die Länder am Adriatischen Meere; von Pferden und Eseln wirst du die Knochen benagen (also in große Hungersnot geraten).“

„Ein Schiffbruch in der Gegend des Adriatischen Meeres; die Welt zittert erregt in der Luft wie auf der Erde, Aegypten befindet sich in einer mohammedanischen Erhebung, der Herold hat den Auftrag, sie überall laut auszurufen (der heilige Krieg).“

„Der mächtige Welthandel des einen großen Löwen (England) nimmt eine Wendung; der größte Teil wird vernichtet, kommt auf den Umfang alter Zeit zurück, wird eine Beute von Soldaten durch Verheerung infolge von waltender Gerechtigkeit und durch Verbitterung mit den Sueben (Deutschen).“

„Die Kirchengüter, wie der Augur ausdeutet, werden durch das gallische Volk sehr bedrückt sein. Aber, keltisches Volk, fürchte die Stunde, wo du dem Flottenreiche im Norden allzuweit Vorschub geleistet hast.“

„Wenn man die Stimme des seltsamen Vogels hören wird mit der dröhnenden Stimme wie auf den Röhren der Orgel (Zeppeline, deren röhrenartige Hülle mit Gas gefüllt ist wie der Blasebalg der Orgel mit Luft), dann wird der Scheffel Weizen so teuer sein, daß selbst Menschenfresserei (Uebertreibung für Hungersnot, d. h. in Frankreich) Platz greift.“

„Der Führer der französischen Armee wird seine Oberleitung fast verlieren, denn auf seinem Pflaster oder Gelände von Verschanzungen und Schutzbauern wird er überflutet sein mit Truppen von Völkern fremder Herkunft.“ —

Daß die Angaben sonderlich faßbar seien, ist nicht gerade zu behaupten; „man kann,“ sagt eine Stimme in der Tagespresse,<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Grabinski im „Märkischen Volksblatt“, Nr. 66, 2. Bl. v. 20. März 1915.

„aus der Voraussage viel oder — gar nichts herauslesen.“ Und ein Kritiker<sup>1)</sup> meint: „Ob wir uns aber nicht doch lieber auf unsere Soldaten, unsere Matrosen, unsere Schiffe und unsere Waffen verlassen als auf diese Prophezeiungen aus dem sechzehnten Jahrhundert?“ Das meinen wir auch.

Aber ein seltsamer, geheimnisvoller Mann, Nostradamus, bleibst du doch!

### Fünftes Kapitel.

#### Die Birkenbaumschlacht und der „weiße Fürst“ der Gegenwart.

„Da steht der Schäfer wie im Traum,  
Er schaut die Schlacht am Birkenbaum . . .“  
Wormsblatt.

1. Wann wird sie sein, die letzte große Schlacht, in der die eisernen Würfel rollen werden über das Schicksal der Völker? Wo wird das gewaltige Ringen entschieden, das der Welt den Frieden wiederbringt, wie die Sage es meldet? Seit den Tagen des grauen Heidentums haben die Geschlechter der Menschen auf einen Fürsten der Zukunft gewartet; er sammelt die Guten und vernichtet die Schlechten, und mit diesem letzten großen Kampfe kommt dann ein neues, glückliches Zeitalter über sein Volk und die Erde. Dieses Sehnen der Menschheit hat sich fortgebildet zu der herrlichen Sage von der Völkerschlacht der Zukunft: Sieg eines lichten, von Mittag kommenden Fürsten an der Spitze der Seinigen über rauhe nordische Scharen „am Birkenbaum“ bei Werl in Westfalen! Das ist der ganz einfache, schlichte Kern der ehrwürdigen Sage, die wie das Glockengetöse einer gewaltigen Volkspoesie aus dem Traum der Vergangenheit hinüberklingt in den eisenklirrenden Lärm unserer Tage.<sup>2)</sup> Kastlos, mit vielfachen Einzelzügen hat das Volk seine Lieblingsfrage geschmückt, und in unserer Zeit, siehe da! ist sie lebendiger geworden als je zuvor.

„Die Birkenbaumschlacht ist nahe, die Völker ziehen gegeneinander!“ rufen die einen. „Aber weit jenseits des Rheins, drüben in Frankreich wird sie geschlagen!“ verkünden die anderen. Interessant ist es, all die Stimmen der Menschen zu hören. Greifen wir her-

<sup>1)</sup> Bericht, „Nostradamus und der Weltkrieg“, Köln. Btg., Nr. 443 v. 2. Mai 1915.

<sup>2)</sup> Vgl. zur Bonfen, Die Völkerschlacht der Zukunft am Birkenbaum. Fünfte Auflage. Köln, Bachem, 1916.

aus, was z. B. aus der Gegend von Düren im Rheinland berichtet wird.<sup>1)</sup>

„In den ersten Tagen der Mobilmachung erzählte man in dem Dörfchen Pier bei Düren, jezt sei die Zeit gekommen, von der die »hellinischen (sibyllinischen) Weissagungen« gesprochen hätten, und es seien die Vorzeichen schon da, daß in dem beginnenden Kriege die »Schlacht am Birkenbäumchen« stattfindet.“

„Die erste Darstellung der bekannten Sage von der großen Völkerschlacht gab die etwa 70jährige Frau Wwe. Johann Jaquet aus Pier; sie erzählte, daß sie als junges Mädchen immer von ihrer Mutter habe sagen hören: »Es wird einmal eine große Schlacht sein beim Birkenbaum; das wird geschehen, wenn die Menschen durch die Luft kommen, wenn die Frauen Hosen tragen und sich die Haare wie eine Perücke in das Gesicht kämmen. Die Schlacht ist so blutig, daß man bis an die Knie im Blute geht. Die vier feindlichen Mächte kommen am Birkenbäumchen zusammen, und die Schlacht findet dort statt. Der Sieger kann zuletzt das kleine Häuflein der noch bleibenden Soldaten unter dem Birkenbäumchen versammeln.“ Die Sage wird weiterhin mit den Freiheitskriegen in Verbindung gebracht: Die Franzosen, welche die Rheinlande nur zeitweilig vor hundert Jahren abgetreten hätten, wollten die Rheinlande wieder haben. In diesem Kampfe wird das linke Rheinufer Hungersnot leiden, sonst aber vom Kriege verschont bleiben. Die Franzosen würden nicht siegen, und die Deutschen sollten das Rheinland behalten. Als das erste Luftschiff in hiesiger Gegend erschien, dachte die Erzählerin schon an den nun drohenden Weltkrieg; jezt hätten die tolln Haartrachten und die Schlit- und Humpelröcke vollends daran erinnert, daß die Zeit der Erfüllung gekommen wäre.“

Man beachte: „Wenn die Menschen durch die Luft kommen . . .“, und vergleiche dazu die Deutung der „ungedeckten Segel“ des Nostradamus im gleichen Sinne, als Flugzeug, sowie des „seltsamen Vogels mit der dröhnenden Stimme“ als Zeppeline in Kapitel 4. Auch ein anderer Bierzeiler, der angeblich schon vor fünfzig Jahren bekannt war<sup>2)</sup> und ebenfalls dem Nostradamus zugeschrieben wird, spricht von „Bergen der Luft“ oder „Luftkloffen“: „Abion (wird sein) Herrscherin des Meeres; alsdann wird kommen (ein) Berg der

<sup>1)</sup> Bericht von Capitaine-Eschweiler in der Zeitschrift Decher Blatt (Aachener Blatt) 1914, Nr. 17, S. 135.

<sup>2)</sup> Gerling 35. Kemmerich 356 hält den Bierzeiler dagegen für eine Fälschung, etwa aus der Zeit um 1903.

Luft . . .“ Die Stelle wird, auch von den Engländern, auf Luftschiffe gedeutet.<sup>1)</sup> Seltsam, seltsam!

Bemerkenswert, wie schon gesagt, ist die Verlegung des sagenhaften Einbaumes, an dem die große Endschlacht geschlagen wird, vom westfälischen auf französischen Boden: dort, in Feindesland, wird auch das gewaltige letzte Ringen sein. Unwillkürlich denkt man hierbei an die schlichtenreiche Ebene von Châlons, in deren festes Lager seit vielen Monden fernher der Donner der deutschen Kanonen hinüberhallt. Dort wurde auch im großen Jahre 1870 heiß gestritten. Es ist die Stätte der letzten großen Völkerschlacht des Altertums (451), die nach den kataalaunischen (d. h. gotelanismen) Feldern benannt wird. In schwerem Ringen siegte dort die römisch-germanische Kultur des Abendlandes über den Ansturm der wilden Hunnen.

2. Und wer ist nun der Sieger, der „weiße Fürst“? Sagen wir es gleich: mehr wie einmal haben wir den Kaiser Wilhelm nennen hören. Als oberster Kriegsherr der deutschen Millionenheere ist er der berufene Führer der Seinen in dem großen, geisterbefreienden Streit:

Die Sage lebt: Am Birkenbaum,	Bald liegt vernichtet jeder Wahn;
Am Birkenbaum, im welschen Land,	Am Birkenbaum starb aller Hohn;
Erfüllt sich der Verheißung Traum;	Ein ew'ger Friede hebet an,
Schon hebt der Kaiser seine Hand.	Und Deutschland blüht ohn' Unterlaß. —

Und ewig rühmt die Nachwelt noch  
Den weißen Fürsten, der mit Macht  
Der fremden Völker drückend Joch  
Zerbrach in dieser Völkerschlacht.<sup>2)</sup>

„Heil, Kaiser, dir!“ Auch der Dichter der ebengenannten Birkenbaumvision deutet die Angabe der alten Prophezeiung auf ihn:

Die Zeit ist da! Es graut der Tag,  
Wo Deutschlands Kaiser alle Macht,  
Die sich ihm widersehen mag,  
Bezwingt in wilder Völkerschlacht.

„Die Wilhelmschlacht, die kommen muß.“ so schrieb ein

<sup>1)</sup> Grobe 46, Gerling 33. — Vgl. hierzu die sog. „Eisenbahngesichte“; zur Bonfen, Zweites Gesicht. Dritte Auflage, S. 57 ff. Scherzweise wird, was hier bemerkt werden mag, wohl auch Schiller unter die Seher des Krieges eingereiht, da er in „Wallensteins Lager“ den Kapuziner über die Wirkung der U-Boote auf England sagen lasse:

„Auf das Unrecht folgt das Uebel,  
Wie die Trän' auf den harten Zwiebel;  
Hinter dem U kommt gleich das W,  
Das ist die Ordnung im Uebel!“

<sup>2)</sup> Gedicht von Neumann, Decher Blatt, S. 136.

Deutschamerikaner<sup>1)</sup>, „wird die Welt vom britischen Joch befreien, gerade wie die Hermannschlacht anno 9 n. Chr. Deutschland von den römischen Fesseln löste.“ Reizvoll ist es zu sehen, wie der wackere niederdeutsche Dichter Karl Wagenfeld Einzelangaben der Birkenbaumsage auf den Kaiser deutet.<sup>2)</sup> Nach ihr steigt bekanntlich der siegreiche Held von der verkehrten Seite aufs Pferd: so läßt er es auch Kaiser Wilhelm II. tun, dem ja die Kraft in einem Arm fehlt. Auch ein liches Kreuz trägt er auf der Brust, gleich dem Helden der Sage auf weißem Gewand: zwar nicht von Gold ist es, wie bei diesem, aber es ist dennoch kostbarer an Wert; nämlich eisern, und auf dem weißen Koller der Kürassiere („opt kleed, op dat mitte“), den der Kaiser mit Vorliebe trägt, glänzt es als höchstes Ehrenmal. Und fromm, gottesfürchtig gleich dem lichten Fürsten vom Birkenbaum, zieht Kaiser Wilhelm vor seinen Scharen einher; er kniet wie jener im Felde vor Gott nieder und bittet den Herrn der Heerscharen demütig um Hilfe und Sieg. So geht's in die große, männermordende Schlacht; drei Tage und drei Nächte dauert sie, und das Blut der haufenweise Erschlagenen raucht zum Himmel.

Was man in früheren Zeiten nicht für denkbar gehalten, eine Tag um Tag, ja wochenlang währende Schlacht ist im Weltkriege, wir wissen es alle, grause Wirklichkeit geworden — nur an die zehntägige „Winterschlacht in Masuren“, die unter des Kaisers Augen geschlagen wurde, braucht man zu denken. Und so entscheidet denn auch eine große Endschlacht das gewaltige Ringen zugunsten der Deutschen — das ist die Birkenbaumschlacht in Sage und Wirklichkeit. Gleich dem Siegesfürsten des Volksglaubens sammelt dann der Kaiser seine siegreichen Getreuen, so viele ihm übrig geblieben, zum heißen, demütigen Danke gegen Gott den Herrn und zur stillen Heimkehr in den Frieden.

Im feindlichen Ausland dagegen ist Kaiser Wilhelm nichts weniger denn ein „lichter Fürst“; wohl kein Monarch, das kann man sagen, ist auf gegnerischer Seite jemals so geschmäht und verunglimpft worden wie er. Daß er aber der Antichrist der Weissagung sei, dessen Erscheinen dem Ende aller Dinge vorangehe: diese Entdeckung ist erst, wie im Januar 1915 die bulgarische Zeitung „Utro“ berichtete, einer russischen Broschüre vorbehalten geblieben.

<sup>1)</sup> Vgl. Münsf. Anzeiger, Nr. 235, 2. Bl. vom 27. März 1915.

<sup>2)</sup> Gedicht: „De Slacht an'n Birkenbaum“, in der urwüchsigen Sprache seiner münsterländischen Heimat. Das Gedicht ist auch ins Französische übertragen worden.

Sie druckt die Weissagung der Bibel<sup>1)</sup> ab und findet alle Züge des Antichrists am Kaiser wieder. Natürlich! Die Broschüre wurde unentgeltlich in der russischen Armee verteilt, doch stellte es sich bald heraus, daß die Verfasser sich verspekuliert hatten, wenn sie sich einbildeten, die „Muschiks“ würden dadurch zu ganz besonderen Taten begeistert werden. Die abergläubischen Soldaten meinten im Gegenteil, mit teuflischen Mächten sei überhaupt nicht zu streiten, und erkalteten in ihrem Eifer. Daraufhin sah sich der Heilige Synod, die oberste Kirchenbehörde des Zarenreiches, veranlaßt, doch etwas zu tun; er erließ eine Erklärung, worin es gütigst hieß, „der deutsche Kaiser sei — ein Mensch wie jeder andere, nicht aber der gefürchtete Antichrist.“ Nun müssen die russischen Propheten sich ohne ihn behelfen.

Uebrigens: „Sollte nicht,“ so hören wir es im Volke raunen, „der Sieger über die Völker des Nordens ein anderer sein — Hindenburg?“ Man sieht, wie das Spiel der Phantasie sich der Persönlichkeit des so außerordentlich volkstümlichen Mannes, des Retters von Ostpreußen, zu bemächtigen sucht. Ein Umstand kam ihr dabei zu Hilfe, um die Vorstellung der alten Prophezeiung auf ihn zu deuten: die Frömmigkeit des alten Helden. Wie der Fürst der Sage vor der Schlacht in der Kirche Gott dem Herrn opfert, so sah man auch den greisen Marschall vor seinem Auszuge zur großen Winterschlacht in Masuren demütig die Hilfe des Himmels erflehen. Es war in Beuthen, im Januar 1915, bei einem Gottesdienste, dem der Marschall in großer Uniform beimohnte. „Wir erlebten,“ so meldet ein Augenzeugenbericht,<sup>2)</sup> „bei dieser ernstesten Feier etwas tief Ergreifendes; denn zum Schlusse des Gottesdienstes trat Herr von Hindenburg mit den Offizieren seines Stabes vor den Altar, betete

<sup>1)</sup> Als Sonderbarkeit mag bei dieser Gelegenheit erwähnt werden die Flugschrift „Der europäische Krieg im Lichte der Bibel“, 250. Tausend (!), Internationale Traktatengesellschaft in Hamburg. „Dieser Krieg,“ heißt es S. 11, „wird auf alle Fälle ein geschwächtes Europa zur Folge haben. Er wird aber andererseits den Haß der Völker untereinander steigern, und sie werden sich noch mehr als je zu einem schrecklichen Kampfe rüsten, in dem es keinen neutralen Staat und keinen müßigen Zuschauer gibt.“ Das wird der große Letzte Kampf sein, der dem Ende der Welt vorhergeht. So leben wir „in einer Zeit, wo der Abend der Weltgeschichte hereinbricht, wo die Schatten immer länger werden, und die Nacht sich naht, da niemand wirken kann.“ (S. 1.) Ein Flugblatt (von J. Bracht, Kassel) behandelt ebenfalls den „Weltkrieg 1914/15 und Verlaß nach der Bibel“ („der Sieg Deutschlands! der Niedergang Englands!“). „Eigene wissenschaftliche Auslegung“, heißt es auf dem Blatt, „desfalls Nachdruck verboten.“ Schade!

<sup>2)</sup> Vgl. Weßf. Merkur vom 26. Januar 1915.

laut um Kraft und Beistand für die vor ihm liegende neue, große Aufgabe und ersuchte von Gott den Sieg über Deutschlands Feinde.“ Einige Wochen später kam dann die große Schlacht. Hei, wie der Held über die wilden Raubscharen, die härtigen Völker, dahinfuhr! Das war einer der größten Gerichtstage des Krieges.

Bereits ist auch die Poesie jener Auffassung gefolgt. Vor uns liegt das Drama (1915) von Hans Marg: „Die Völkerschlacht am Birkenbaum“. Der westfälische Dorfschulze glaubt fest an das Mahen der großen Schicksalschlacht, die seine Heimat verwüsten soll. Er vertritt die Richtung jener Zeitgenossen, die trotz all der beispiellosen Macht des deutschen Willens und Schwertes bange, lähmende Sorge empfinden und unbewußt um sich verbreiten. Ihm entgegen tritt der Verlobte seiner Tochter, der als Offizier mit gegen Rußland zieht. Und in diesem lebt der Geist zuversichtlichen Hoffens. Da ereignet sich die große befreiende Schlacht in Masuren, und nun überzeugt der Junge den Alten dank der Wucht einer starken, zwingenden Wirklichkeit, wie einfältig die überlieferte trübe Schicksalsdeutung im Grunde doch ist: die Sage verblaßt oder bildet sich vielmehr um zur Gegenwart. Und im Hintergrunde hebt sich vor unserem geistigen Auge leuchtend die Gestalt des Marschalls Hindenburg! Wer aber weiß, welche Rolle die Phantasie des Volkes dem alten Russenbezwinger in der Zukunft noch zuweisen mag!

3. Einen sehr bezeichnenden Beitrag zur Deutung der Birkenbaumprophezeiung auf den Weltkrieg bringt der schon genannte Dichter Wagenfeld bei. Er veröffentlicht ein Gespräch,<sup>1)</sup> daß er über ihre Einzelzüge mit einer „sonst recht urteilsfähigen, gebildeten“ Dame hatte. Das Gespräch beweist, wie tief der Krieg die Gemüter erregt hat und die Auffassung beeinflusst; wir lassen es darum im wesentlichen hier folgen.

„In allen Buchhandlungen liegt nun das zur Wonsensche Buch von der Schlacht am Birkenbaum aus. Das sollte man doch lassen; es beunruhigt nur das Volk“, meinte die Dame bedenklich.

„Aber, gnädiges Fräulein, glauben auch Sie daran, daß uns der jetzige Krieg die vorhergesagte große Völkerschlacht am Birkenbaume bringen werde?“

„Nein, das nicht; aber Sie kennen doch die Prophezeiung, und sehen Sie, alles paßt auf unsere Zeit: man wird sich bemühen, die Glaubenssätze in Kirche und Schule zu verdrehen! — Stroßt die Welt nicht von Irr- und Unglauben?“

<sup>1)</sup> In der Zeitschrift Deutschland, Nr. 14 v. Oktober 1914, S. 606 ff.

Ich nichte.

„Die katholische Religion wird dann sehr bedrängt werden, und man wird sich mit List bemühen, sie gänzlich abzuschaffen! Denken Sie nur an Frankreich! — Dann: das Volk will unabhängig sein von König und Obrigkeit! Die Sozialdemokraten . . .“

„Aber die dreschen ja wacker mit auf unsere lieben Feinde,“ warf ich ein.

„Wenn auch, sie sind aber da,“ war die Antwort, und eifrig ging's weiter: „Die Menschen wissen vor Hoffart nicht, wie sie sich kleiden sollen; die Frauen tragen Hüte wie die Männer.“

Mit stummem Nicken quittierte ich über Hosens-, Humpel-, Schlitzen- und andere Röcke, behielt aber meine Meinung über den wesentlichen Unterschied zwischen den heutigen Frauen- und Männerhüten — die Rechnung — in verschwiegener Brust.

„Auch das trifft zu: Der Römische Stuhl wird eine Zeitlang ledig stehen. Der Papst ist tot.“

„Gewiß, bis ein neuer gewählt ist, steht der Römische Stuhl immer ledig. Das ist stets so gewesen.“

„Aber er steht doch jetzt leer,“ ging's eigensinnig weiter. „Daß der Krieg im Herbst beginnen soll, das stimmt doch auch. Und dann das Auffallendste: der Kaiser in der großen Schlacht soll von der verkehrten Seite aufs Pferd steigen — und das tut unser Kaiser.“

„Allerdings, aber daran trägt sein Arm schuld; der König der Sage aber soll es tun, weil ihn sein lahmer Fuß dazu zwingt.“

„Das ist doch nicht wesentlich. Dagegen, daß unsere Soldaten, wie es vorhergesagt ist, ein doppeltes Zeichen — die beiden Kokarden — und vor der Stirn ein Kreuz — das Kreuz der Landwehrlente — tragen, können Sie doch nichts sagen?“

Ich verneinte.

„Und: die Soldaten sollen lange Stangen tragen mit Fähnlein daran! Paßt das nicht auf unsere Reiter mit ihren Lanzen? Und die Soldaten tragen graue Röcke mit hellblauen Aufschlägen; die selbstgrauen Uniformen . . .“

„Aber, die haben keine hellblauen Aufschläge,“ warf ich ein.

„Das ist doch auch nur eine Kleinigkeit,“ kam es mit einem starken Unterton von Geringschätzung für meinen Thomasglauben zurück.

„Dann glauben Sie also bestimmt, gnädiges Fräulein, daß uns der jetzige Krieg die Schlacht am Birkenbaume bringen wird?“

„Nein, das habe ich ja schon gesagt; aber wenn viele das zur Wonsensche Buch lesen, dann . . . alles paßt eben jetzt.“

„Dann werden sie doch auch lesen, wie der Verfasser alles prächtig natürlich und geschichtlich zu deuten weiß.“

„Wohl, aber es steht doch nicht alles in dem Buche! Man erzählt sich auch, der Sohn des Kaisers würde während der Schlacht bei einem einäugigen Schmied in Schapdetten [bei Münster] sein Pferd beschlagen lassen. Und das wissen auch Sie nicht: der jetzige Schmied in Detten ist einäugig! —“

Für die verehrten Leser Schluß unseres Gesprächs! Die Dame wollte nicht glauben, und glaubte und zitterte doch.

Und wie dieser, so geht's, wir wissen es, gar manchem im Volke!

### Sechstes Kapitel.

#### Aus dem Verlaufe des Krieges.

„Es ist ein Feld, ein Feld der Schlacht,  
Hat deutsches Blut getrunken,  
Da sind in frühe Todesnacht  
Die edelsten Söhne gesunken.“

G. Falke, Vision.

Einen eigenen Reiz gewährt es, festzustellen, wie in mehreren vor dem großen Weltbrand erschienenen Kriegssphantasten die Ereignisse ihre Schatten vorausgeworfen haben. Es sind scharfsinnige Köpfe, die hier mit eigentümlich klarem Blick die bevorstehenden Dinge gleichsam durchdringen. Propheten brauchen sie darum nicht zu sein, aber nicht jedem geschulten Geiste ist ein so feiner vorschauender Instinkt eigen.

Ueberblicken wir zunächst die Gesamtlage, so ist hier die merkwürdig wahr sagende Stimme zu verzeichnen, die im Jahre 1906 der französische Schriftsteller Grand-Castenet erhob.<sup>1)</sup>

England, schrieb er, stützt sich auf Frankreich, Kaiser Wilhelm hat in Oesterreich seinen treuesten Verbündeten gefunden. Und wer weiß, ob sich nicht dereinst im entscheidenden Momente die asiatischen Völker in die europäischen Angelegenheiten mischen werden? Wenn sich der König von England gezwungen sähe, die japanischen Trümpe auszuspülen, so würde sein Nefse, Kaiser Wilhelm, sicher bei seinen getreuen Alliierten, den Türken, Hilfe finden. Dieser Kampf zwischen den beiden Großmächten werde die

<sup>1)</sup> „Europas Onkel“ (Eduard VII.), deutsche Uebersetzung bei Hofmann und Co., Berlin 1906.

Welt einst zur Frage drängen: „Wird Europa englisch oder deutsch sein?“ Selbstverständlich, sagt der Verfasser, handelt es sich dabei nicht um Gebietseroberungen, sondern um das moralische und tatsächliche Uebergewicht, das sich durch seinen Einfluß, seine Sprache, seinen Handel, seine starke Lebenskraft äußere. Gegen einen solchen englischen Einfluß hat der Franzose offenbar nichts einzutenden, er gibt aber selbst die Möglichkeit zu, daß Frankreich dann in gewisser Hinsicht ein Tributstaat Englands werden würde. Das ist es in der Tat schon heute, und Calais, das den Eingang zum Kanal beherrscht, werden die Engländer freiwillig schwerlich wieder herausgeben. Seine englischen Fesseln fühlt Frankreich wahrlich heute schon am eigenen Leibe.

Zwanzig Jahre vor dem Kriege selbst, 1894, erschien in London eine Schrift, die großes Aufsehen bei den Engländern erregte. „Der große Krieg von 189., ein Zukunftsgemälde“, hieß der Titel.<sup>1)</sup> Verfasser der Schrift waren der Konteradmiral B. Colomb und drei Schriftleiter der „Times“. Ein Fürstenattentat auf dem Balkan ist auch bei ihnen der Anlaß des Krieges. Daß es sich um den Fürsten (König) Ferdinand von Bulgarien handelt, tut hier nichts zur Sache. Russische Wähler im Lande tragen an der Freveltat die Schuld. Die erste Kugel verfehlte ihr Ziel; da durchbrach, wie in Sarajewo, ein zweiter Verschwörer die Menge und vollbrachte das tödliche Werk. „Man fürchtet“, meldet jetzt ein Zeitungstelegramm nach London, „in den diplomatischen Zirkeln mit Grund, daß das schreckliche Attentat die traurigsten Folgen zeitigen wird.“ Alles schaut nach Rußland. Und die Presse (Times) knüpft daran die Bemerkung: „Es besteht in der Tat die größte Gefahr, weil ein Monarch nicht immer sich dem Druck seines Volkes wirksam zu entziehen vermag und er gezwungen sein kann, gegen seinen Willen einen Krieg zu beginnen.“ Man glaubt hier das Telegramm des Zaren an Kaiser Wilhelm vom 29. Juli 1914 zu lesen, worin es heißt: „Ich sehe voraus, daß ich sehr bald dem Drucke, der auf mich ausgeübt wird, nicht werde widerstehen können und gezwungen sein werde, Maßregeln zu ergreifen, die zum Kriege führen.“ Rußland rüstet mit aller Macht, während die Oesterreicher in Serbien einfallen, um das kriegerische Land im Zaume zu halten. Der russische Botschafter versichert in Berlin, „daß alle militärischen Vorbereitungen in Westpolen durchaus keine Bedrohung Deutschlands darstellen“; daß jedoch Oesterreich das Gleichgewicht auf dem

<sup>1)</sup> Auszug in der Bergischen Tagesztg., Nr. 97 v. 28., Märk. Volksbl. und Westf. Volksztg., Nr. 98 v. 29. April u. a.

Balkan zu stören droht, könne man nicht dulden. Deutschland sieht sich schließlich gezwungen, die Mobilisierung gegen Rußland anzuordnen, und erklärt ihm den Krieg.

Nun richtet sich auch Frankreich gegen Deutschland, und der große Kampf beginnt. „Die ideale Angriffslinie Deutschlands,“ heißt es in der Schrift, „geht augenscheinlicherweise durch Belgien: ein großes deutsches Heer rückt über die Ostgrenze und sucht, das Land im Norden durchquerend, in das nördliche Frankreich einzufallen. „Zweifellos,“ erklärt der britische Ministerpräsident Balfour, „würde auch Frankreich die belgische Neutralität verletzt haben, wenn es den Deutschen zuvor gekommen wäre.“

Nur die Tatsache, daß England selbst nicht an dem großen Kampfe teilnimmt, unterscheidet den Krieg des Jahres 189. von dem der Jahre 1914/16.

\* \* \*

Ein eigentümliches Buch erschien 1912 in Lichterfelde: „Der Europäische Krieg von 1913, von Vicomte Otojiro Kawakami, Major im Kaiserlich japanischen Generalstab“. Der Name ist Deckname.<sup>1)</sup>

Die Schrift behandelt ein erneutes großes Ringen zwischen Deutschen und Franzosen, das durch Eingreifen anderer Staaten sich ausdehnt zu einem europäischen Kampfe; Frankreich unterliegt schließlich wie 1871.

So wenig natürlich diese Kriegspheantasie in wesentlichen Dingen die Wirklichkeit des Weltkrieges im voraus getroffen hat, so interessant ist es andererseits, daß viele ihrer Angaben dank der Scharfsinnigkeit des Schreibers fast buchstäblich in Erfüllung gegangen sind.

„Der Krieg war erklärt äußerlich wegen neuerer, in den Balkanwirren eingetretener, unlösbar scheinender Schwierigkeiten, und in Wirklichkeit, weil die Franzosen jetzt den richtigen Zeitpunkt für gekommen erachteten, endlich die Revanche für 1870 zu nehmen. Englands öffentliche und minierende Arbeit an der Verwirklichung des großen Krieges gegen Deutschland war also nicht vergeblich gewesen.“

„Die öffentliche Meinung und die nationale Zuneigung in Italien war, trotzdem in der Balkanfrage mit Oesterreich in gewissen Punkten Uebereinstimmung herrschte, unbedingt auf Seiten Frankreichs.“

<sup>1)</sup> Otojiro Kawakami ist der Name des berühmtesten japanischen Schauspielers der neueren Zeit (gest. 1913). Obgleich er in Berlin einmal gastiert hat, war er der deutschen Sprache nicht mächtig und mit deutschen Verhältnissen wenig vertraut. Unter seinem Namen, der einen gewissen internationalen Klang hatte, verbirgt sich jedenfalls eine andere Persönlichkeit. Gest. Mitteilung von Dr. Stümke, Generalsekretär der Gesellschaft für Theatergeschichte in Berlin.

„Der belgische Chauvinismus war ähnlich dem französischen in flammender Begeisterung (für den Krieg gegen Deutschland).“

„Die Deutschen waren mit Jubel dem Rufe zu den Waffen gefolgt. Wer mit dem Versagen der Arbeitermassen gerechnet, hatte sich geirrt. Die Luft, die sie von ihren Mitbürgern durch soziale Unterschiede getrennt, ward überbrückt. Auch sie zogen des Königs Rock wieder an und nahmen ihre Flinte über den Buckel und sangen wie ihre Väter wieder die »Wacht am Rhein«. Denn noch hatte keine Lehre, keine internationale Doktrin im innersten Herzen das alte Heimatgefühl erschüttert, noch liebten sie ihr Vaterland über alles, und klar hatten sie erkannt, daß sie nicht durch die Willkür der Herrschenden zur Schlachtbank geführt werden sollten, sondern daß sie auszogen, um Herd und Heimat zu schützen. Ja, auch die Geduld der Germanen hat eine Grenze, das Maß des ihnen Gebotenen war erfüllt; der Sturmruf erscholl, und keiner blieb zurück. Alle Gane durchzog ein gewaltiges Brausen.“

„Vor allem mußten die (in Belgien siegreichen) Deutschen die beiden Maasfestungen Lüttich und Namur, sowie das alte Sperrfort Huy in ihre Hände bekommen, damit wenigstens der Teil der großen Bahn Paris—Aachen, der durch sie gesperrt war, für den Nachschub frei wurde.“

„Rußland gegenüber schien sich Deutschland zunächst defensiv verhalten zu wollen. Wieviel Armeekorps es an seiner Ostgrenze zurückbehalten hatte, war nicht zu ermitteln gewesen. Auch die Zahl der österreichischen Korps, die sich in Galizien versammelt hatten, um, wie wir anzunehmen geneigt waren, zur Offensive in Polen vorzugehen und sich dort mit den Deutschen zu vereinigen, konnten wir nie in Erfahrung bringen. Tatsache aber war, daß der russische Kriegsapparat nicht so funktionierte, wie die Franzosen es von ihren Bundesgenossen erwartet hatten.“

„Die Deutschen hatten (inzwischen) die Belagerungen der belgischen Maasfestungen mit großer Energie durchgeführt. Gegen Lüttich wurde unmittelbar nach vollendeter Einschließung die von Köln herangeführte Belagerungsartillerie in Stellung gebracht; der Hauptangriff gegen Lüttich wurde von der Ostseite geführt, während ein Nebenangriff gegen drei Forts der Nordfront angelegt worden war. Die Werke waren der modernen Angriffsartillerie nicht mehr gewachsen, und dazu kam ein mit bisher nicht geahnten Zerstörungsmitteln arbeitender, alle Hindernisse aus dem Wege räumender, mit größter Bravour ausgeführter Pionier-Nahangriff von ungeheurer Wirkung. In wenigen Tagen lagen alle angegriffenen Werke in wüsten Trümmern, so daß

die Sturmkolonnen unauffhaltsam über sie hinweg und zwischen ihnen hindurch bis in die nicht mit einer Umwallung geschützte wehrlose Stadt eindringen. Damit war das Schicksal der Festung besiegelt, und bereits am dritten Tage nach der Feuereröffnung begann der Abtransport der kriegsgefangenen Besatzung nach Deutschland."

"Auch Namur hatte schon sechs Tage unter der Artillerie gelitten. — Die schweren Belagerungsartillerien waren in der Nacht in Stellung gebracht und hatten am Morgen ihr Feuer eröffnet, und wo ihre Geschosse den Boden berührten, da waren Trümmer, Verderben und Tod. . . Ehe noch die Verteidiger aus ihren engen Kasematten sich alle herauszuwinden vermocht, erscholl über ihren Häuptern bereits das laute Hurra der Sieger, und deutsche Fahnen flatterten über dem Werke."

"Der Kommandant der Festung Maubeuge, an deren Verstärkung schon seit Ausbruch des Krieges fieberhaft gearbeitet wurde, erhielt eine gemischte Linienbrigade als Zuwachs seiner meist nur aus Territorialtruppen bestehenden Besatzung."

"Zu der allgemeinen Verwirrung und Entmutigung trugen wiederum die gewissenlos in die Bevölkerung getragenen Märchen von der Barbarei der Deutschen bei, die sich später als ebenso haltlos erweisen sollten, wie sie es vor 43 Jahren getan."<sup>1)</sup>

"Inzwischen war auch die nicht modernisierte Festung Maubeuge nach dem Falle von Namur von der Belagerungsarmee dieser Festung eingeschlossen und beschossen worden. — Kurz nach der Entscheidung an der Aisne und Dife war es in die Hände der Deutschen gefallen."

"Da inzwischen auf beiden Seiten die Kenntnis der Kräfteverteilung zugenommen und es beiden Teilen zur Gewißheit geworden war, daß die endgültige Entscheidung im Norden Frankreichs lag, zog man auch alles dorthin zusammen, worüber man noch verfügen konnte." —

<sup>1)</sup> Auf die weiteren Augenberichte der Franzosen über ihre Erfolge paßt, als wenn es heute geschrieben wäre, ein Sinngedicht, das um 1512 Ulrich von Hutten geschrieben hat. Es knüpft an die Kämpfe an, die damals zwischen den Franzosen und den Landsknechten Kaiser Maximilians in Italien geführt wurden, und lautet in Uebersetzung:

Armer Franzos! du tröstest dich selbst und erbüchstest dir Freuden,  
Daß nur keiner im Volk glaube, dir geh' es so schlimm.  
Lüge nur zu und tröste mit Hehlen dich über dein Unglück,  
Wenn nur der Kaiser indes Laten um Laten vollbringet.  
Rühme dich immer, er sei Kriegsmacht und beginne den Rückzug,  
Während mit Siegere Gewalt er dich im Nacken bedrängt!

Als Einzelereignisse, die von Kawakami vorausgeschildert werden, sind bemerkenswert der vorübergehende Einzug der Franzosen in Mülhausen und die Zerstörung der Eisenbahnüberführung von Dammerkirch; letztere erfolgte (30. Mai 1915) allerdings nicht durch einen Dynamitanschlag der Deutschen, wie bei Kawakami, sondern durch ihre schweren Geschütze. —

Eine furchtbare Rolle spielt im Weltkrieg bekanntlich das Maschinengewehr, das bis zu vierhundert Kugeln in der Minute zu streuen vermag. Als sein „Prophet“ könnte kein Geringerer als Friedrich Heibel gelten. In dem „Trauerspiel in Sizilien“ (1846) läßt er nämlich zwei wachhabende Soldaten sich also unterhalten:

Bantolino: Im Liegen grübelt' ich, ob nicht Gewehre  
Zu machen seien, die an hundert Kugeln  
Versendeten auf einen einz'gen Druck.  
Scheint es dir möglich?

Ambrosio: Nein! Denn wär' es möglich,  
So würde man sie längst erfunden haben.

Bantolino: Wohl wahr! Es liegt ja Tausenden daran! —

\*

\*

Bekanntlich setzte im September 1914 ein Stellungskrieg auf dem westlichen Schauplatz ein, in dem der „Schützengraben“ eine so große Rolle spielt. Wohl niemand hat ihn vorausgesehen, als der Krieg begann. Doch, einer: der schweizerische Oberst Fehler. Im Mai 1902 veröffentlichte dieser neutrale Offizier einen Artikel über den „Krieg der Zukunft“, der, vom „Temps“ im Auszuge wiedergegeben, vor uns liegt.<sup>1)</sup>

„Man stelle,“ sagt Fehler, „den Krieg sich vor wie zwei Menschenmauern, die auf nächste Entfernung gegenüberstehen, nur durch die Gefahrenzone getrennt. Diese Doppelmauer bleibt fast untätig, trotzdem man auf beiden Seiten den Wunsch hat, vorzurücken, und trotz der Versuche, dies zu erreichen. Eine von den beiden Linien, die in der Front nicht vorwärts kann, wird versuchen, den Gegner zu überflügeln. Der Gegner wird seinerseits seine Front verlängern, und es entsteht nun ein Wettstreit, wer dies am weitesten vermag nach Maßgabe seiner Kräfte. Wenigstens würden sich die Dinge so entwickeln, wenn man die Linien unbegrenzt ausdehnen könnte. Aber die Natur setzt eine Schranke. Die Ausdehnung wird an irgendeinem Anlehnungspunkt, am Meer, am Gebirge oder an der Grenze eines neutralen Staates, zum Stehen kommen. — Die doppelte Menschenmauer nimmt nicht die gesamten Streitkräfte in Anspruch, auch läuft sie

<sup>1)</sup> Vgl. u. a. Galtinger Volkszeitung, Nr. 86, Münsterscher Anzeiger, Nr. 282, 3. Blatt vom 15. April 1915.

nicht durch, ist durchsichtig, mehr ein Gitter als eine Mauer. Sie braucht auch bei der Kraft, welche die Bewaffnung der Zahl nach gewährt, nicht sehr dicht zu sein. In Wahrheit scheint man mir durch das Vertrauen auf die Kraft der heutigen Waffen und die Unnötigkeit, große Massen bei der Verteidigung einzusetzen, zu sehr die Dauer der Defensiv auf der Acht zu lassen. — Neukere Umstände werden das Ende dieses Stellungskrieges herbeiführen. Beispielsweise kann der Stand der Finanzen oder die Politik dazu zwingen, um Frieden zu bitten oder ihn anzunehmen, selbst wenn man weder entscheidende Erfolge noch entscheidende Niederlagen aufzuweisen hat. Der Staatskredit erschöpft sich schnell, der Kriegsschatz leert sich. Andererseits sind alle Familien in Unruhe und Trauer und leiden in ihren innersten Empfindungen. Sie werden es müde, die Heere bewegungslos auf einer Stelle zu sehen, während sie dabei doch große Verluste erleiden. Und das wird schließlich zum Ende des Krieges führen.“ —

Von den „Umständen außerhalb des militärischen Rahmens“ werden sicherlich unsere Gegner eher betroffen werden als wir. Es hat sich gezeigt, daß Deutschland nicht nur mit den Waffen, sondern auch wirtschaftlich gerüstet in den Kampf gegangen ist und Lücken, die sich zeigen sollten, zu füllen vermag. Die Aushungerungspolitik ist völlig zusammengebrochen,<sup>1)</sup> den Stand unserer Finanzen beweist die Milliardenanleihe, und die Stimmung des Volkes ist trotz der schmerzlichen Opfer befeelt von dem einen Gedanken: Aushalten bis zum Ende, dann wird der Sieg unser sein!

\* \* \*

Ueber die Art des englischen Seekrieges gegen uns hat der Franzose François Delaisie in einer inzwischen auch in deutscher Uebersetzung erschienenen Schrift von 1911: „Der kommende Krieg“, eigentümlich vorausschauend sich geäußert.

„Zwischen England und Deutschland,“ schreibt der Verfasser (Mai 1911), „bereitet sich ein furchtbarer Krieg vor. Auf allen Punkten der Welt messen und bedrohen sich die beiden Gegner. Es naht ein Zusammenstoß, mit dem verglichen das entsetzliche Gemetzel

<sup>1)</sup> Eine große Rolle spielt in unserer wirtschaftlichen Verteidigung bekanntlich das Kriegsbrot. Ein findiger Kopf weist es nun im „Christlichen Volksboten von Basel“ bereits beim Propheten Hesekiel nach, der von der Belagerung Jerusalems, 586 v. Chr., berichtet (Kap. 4, 9, 10): „So nimm denn zu dir Weizen, Gerste, Bohnen, Linsen, Hirse und Spelt, und tue alles in ein Faß und mache Brot daraus, daß du 390 Tage daran zu essen habest. Und deine Speise, die du täglich essen mußt, sei 20 Sefel schwer“ (= ca. 320 Gramm). Vgl. Neue Oberhausener Ztg., Nr. 130 v. 8. Juni 1915.

des russisch-japanischen Krieges nur ein Kinderspiel gewesen sein wird. —

Die Kräfte werden sich etwa das Gleichgewicht halten. Es wird sich bei dem kommenden Kriege für England nicht darum handeln, 100 000 Mann zu landen und nach Berlin zu marschieren. Ebenso wenig wird es sich für Deutschland darum handeln, London mit einem Landungskorps zu bedrohen. Bei dem gegenwärtigen Stande der Flotten ist das ungefähr unmöglich. Außerdem würde es nichts nützen. Man will keinen Annexions- und Eroberungskrieg führen. Es handelt sich um einen Handelskrieg. Deshalb wird man zurückgreifen zu dem alten Verfahren der Kaperei und der Festlandsperrung.

Was will England? Die deutsche Industrie zugrunde richten. Dafür gibt es ein gutes Mittel: Ihr die Rohstoffe entziehen, ihre Absatzwege verschließen.

Das Ziel des künftigen Krieges ist die Absperrung der deutschen Häfen, die Wegnahme der deutschen Handelsflotte, um die Versorgung der deutschen Fabriken und Ausfuhr der deutschen Waren zu verhindern. Es ist eine Art von Sperre, die wir wiedererleben werden, wie zur Zeit des großen Kampfes zwischen Napoleon I. und England.“

Der Franzose weist dann auf die große Bedeutung des Hafens von Antwerpen für den deutschen Handel hin; alle Kräfte würden die Engländer daransetzen müssen, um diesen wichtigen Seeplatz nicht in die Hände der Deutschen fallen zu lassen. Falls Antwerpen diesen zu, so muß England Truppen in Belgien landen, um die Deutschen auf den Rhein oder die Maas zurückzuwerfen. „In der Umgebung von Antwerpen wird sich das Schicksal beider Reiche entscheiden.“

Welch große Rolle während des Krieges das Unterseeboot wider England spielt, ist allbekannt. Freilich, von unseren Feinden ist das nicht erwartet worden. Merkwürdig genug stand es aber schon in einer Kriegspantomime zu lesen, die im Juli 1914, also ganz kurz vor dem Ausbruche des Krieges, der Londoner Arzt und Schriftsteller A. Conan Doyle in der Zeitschrift „Strand Magazine“ erscheinen ließ.<sup>1)</sup> „Die Gefahr für England“ heißt der Titel der Erzählung. Ihr Held Sirius, Kapitän einer geringen, mit England im Krieg befindlichen Macht, führt mit seinen Unterseebooten eine kühne und erfolgreiche Blockade der englischen Gewässer durch.

Die geschilderten Vorgänge passen eigentümlich genau auf die Verhältnisse unseres Unterseekrieges, und Doyle's Voraussagen beglücken immer mehr in Erfüllung zu gehen. Er prophezeite z. B.

<sup>1)</sup> Uebersetzt von Konteradmiral Schanzer: „Der Tauchbootkrieg, oder: Wie Kapitän Sirius England niederzwang.“ Stuttgart, Luz.

das Emporschnellen der Preise für Nahrungsmittel an der Londoner Börse infolge der Tätigkeit der feindlichen Tauchboote und nennt die fortgesetzt steigenden Zahlen. Schon lasen wir in den englischen Zeitungen, daß der Brotpreis von 5 d. (vor Kriegsausbruch) auf 9 d. gestiegen ist . . . eine buchstäbliche Erfüllung der Voraussage. Noch interessanter ist die Tatsache, daß Doyle auch die Torpedierung eines Dampfers vom Typ der Lusitania prophezeite, die bekanntlich am 7. Mai 1915 von einem deutschen Unterseeboot in der irischen See versenkt ward:

„. . . Kurz vor Sonnenuntergang,“ so läßt er den Kapitän Sirius berichten, „kam mir ein so kostbares Beutestück in den Weg, daß ich nicht widerstehen konnte. Jeder Seemann mußte auf den ersten Blick den König des Ozeans erkennen, dessen weißer, von vier hellgelben, turmhohen Schornsteinen überragter Riesenrumpf die Fluten trotz seiner 45 000 Tonnen mit der Leichtigkeit und Schnelligkeit eines Motor-Rennbootes durchpflügte. Der »Olympic« war es, von der White Star-Linie, einst der größte, immer noch der stattlichste und flinkste, einer unter den Windhunden des Meeres. Mit den an ihren Rämmen zu schneeigem Gischt zerstiebenden, berghoch aus der blauen Flut aufgeworfenen Bugwellen und mit seinen feinen, edlen, scharf vom rosigen Abendhimmel sich abhebenden Linien bot das stolze Schiff ein wundervolles Bild. Als es ungefähr fünf Meilen weit entfernt war, tauchten wir, um ihm den Weg abzuschneiden. Meine Berechnung war richtig. Als wir ihm gegenüber waren, feuerten wir den Torpedo und trafen ausgezeichnet. Im Periskop sah ich, daß der »Olympic« schwere Schlagsseite hatte, und wußte, daß sein Schicksal besiegelt war. Er sank langsam, und es war Zeit genug, Mannschaft und Passagiere zu retten . . .“

Es erübrigt sich, dem noch etwas zuzufügen, es sei denn, daß Conan Doyle dieses „Verbrechen“ vom Kapitän Sirius schon in den ersten Wochen des Krieges ausführen läßt, während wir erst nach dem menschenfreundlichen Vorhaben der Engländer, die ganze deutsche Bevölkerung auszuhungern, mit dem Unterseebootskriege begannen. Und der »Olympic« war nicht einmal, wie die »Lusitania«, gewarnt worden!

Die glücklichen Angriffe auf die englischen Handelsschiffe legen, wie Doyle erzählt, die Seefahrt weiterhin lahm, die Lebensmittelversorgung des Inselreiches gerät je länger je mehr ins Stocken, und das bittere Ende ist: England unterliegt. —

Höchst bemerkenswert ist übrigens, daß im Jahre 1863 der in Deutschland wenig bekannte dänische Schriftsteller Erik Bøgh ein Lustspiel „Der Redaktionssekretär“ geschrieben hat, worin der Untersee-

und der Luftkrieg unserer Tage deutlich vorgezeichnet sind. Ein wunderlicher Kopf ist der Erfinder — auch Zeppelin galt ja bekanntlich als närrisch. „Ich habe,“ läßt Bøgh den Mann sagen, „zwei Schiffe erfunden. Das eine segelt über alle unsere Feinde hinweg, das andere segelt unter sie hindurch. Mit dem einen gehe ich auf den Grund des Meeres und sprengte die Panzerregatten des Feindes in die Luft. Mit dem anderen gehe ich in die Wolken, werfe Granaten auf seine Soldaten hinab und gieße Feuer aus über seine Städte.“

Was 1863 einen Narren kennzeichnen sollte, ist heute zur Wirklichkeit geworden.<sup>1)</sup>

\* \* \*

„Kommt es zu einem Kriege mit England,“ so schrieb 1912 der General von Bernhardi in der „Post“, „dann ist mit großer Wahrscheinlichkeit auf einen japanischen Angriff gegen unsere asiatische Besizung (Kiautschou mit der Stadt Tsingtau) zu rechnen.“<sup>2)</sup>

Die Stimme verhallte. Und wer hätte in den ersten Tagen des Krieges wohl an feindliche Pläne der Japaner gedacht! Weite Kreise hofften vielmehr, die schlitzäugigen „Söhne der aufgehenden Sonne“ würden sich auf unsere Seite schlagen. In den Zeitungen stand zu lesen, der japanische Botschafter in Wien habe dieserhalb eine stundenlange Beratung mit dem österreichischen Minister des Auswärtigen in Wien gehabt. Dann tauchte die bestimmte Nachricht auf, der Mikado sei endgültig entschlossen, für die beiden verbündeten Reiche einzutreten, und eine vieltausendköpfige Menge brachte eines Abends in Berlin vor dem Botschaftspalaste Japans stürmischen Beifall dar. „Ich kann die Nachricht weder bestätigen noch bestreiten!“ rief der verschmigte Geschäftsträger vom Balkon herab. Kurze Zeit später kam's an den Tag, was Japan in Wirklichkeit wollte: Kiautschou und anderes mehr!

General von Bernhardi hatte recht.

Die nun folgenden Ereignisse, die Belagerung des tapfer verteidigten Tsingtau und der Fall der verlorenen Stadt, über der am 7. November 1914 die weiße Flagge hochging, sind bekannt genug.

Nicht bekannt, aber bemerkenswert ist nun im Zusammenhange damit das Auftreten eines Kriegsvorgesichtes im fernen China. Unterm 12. April 1915 berichtete darüber dem Verfasser dieser Schrift der Seher selbst, Missionar G. aus T. bei Tsining (Schantung). Seine Darstellung geht aus von dem Schicksale der beiden Missionare Nieß

<sup>1)</sup> Vgl. Bochumer Volksztg., Nr. 129 v. 8. Juni 1915.

<sup>2)</sup> Vgl. darüber das Zentralblatt für Ost. 1902, Nr. 1 (Juli), S. 43.

und Henke, die bekanntlich am Abende des 1. November 1897 von einer chinesischen Bande überfallen und in elender Weise ermordet wurden.<sup>1)</sup> Im voraus schaute der Seher klar die Grabstätte, die auf Verlangen der deutschen Reichsregierung den Ermordeten von den chinesischen Behörden bereitet wurde. Eine weitere Folge der Bluttat war dann, wie erinnerlich, die Besetzung von Kiautschou mit Tsingtau 1898. „Schon im Frühjahr desselben Jahres,“ berichtet der Seher auf Grund seines Gesichtes, „hatte ich Mgr. von Anzer mitgeteilt, „daß die Deutschen eine Konzession [Pachtgebiet] in China erhalten würden, die in der Nähe eines großen Wassers läge. Er meinte, das stimme, es schwebten Verhandlungen, aber in bezug auf ein Gebiet am Peiho. Ich ließ ihn dabei, wußte ja selber auch nicht, wo es sei, obgleich ich alles genau [als Vorgesicht] geschaut hatte. Im nächsten Winter nach der Besetzung von Tsingtau machte ich mit unserem Provikar dort einen Besuch und erzählte von meinem Gesicht über Tsingtau auch dem damaligen Gouverneur Truppel.“

Nun schaut der Seher in eine um eine Reihe von Jahren spätere Zeit. Er sieht sich an einem Kirchenbau beschäftigt — da scheint für Tsingtau die Katastrophe zu nahen, deren zerstörende Wirkungen ihm das Vorgesicht längst zuvor im einzelnen gezeigt hatte. Das Jahr der Katastrophe, meinte er, müsse 1912 sein. Daß er sich hier um zwei Jahre irrt, tut nichts zur Sache, denn das „Zweite Gesicht“ zeigt, wie in der gleichnamigen Schrift des Verfassers (4. Aufl., Köln, Bachem) des näheren dargelegt ist, nur „Bilder“. Ihre Deutung und Zeitbestimmung vermag der Seher darum meistens selbst nicht sicher anzugeben.

„Inzwischen,“ so fährt der Bericht fort, „war die Kunde von meinem Vorgesichte [der Zerstörung in Tsingtau] zu vieler Ohren gekommen, ohne wohl geglaubt zu werden. Ein Jahr vor dem Falle der Stadt erzählte ich davon auch Seiner Excellenz dem Gouverneur Meyer-Waldeck und seiner Gemahlin bei einem Besuche derselben in Nenschowfu, ebenso bei meinem Besuch in Tsinanfu zu gleicher Zeit dem Herrn Konsul Dr. Weg daselbst. Wieweit diese Herren damals meine Erzählung geglaubt haben, weiß ich nicht; sie haben mir aber schon einige Male durch andere bestätigen lassen, daß alles genau so eingetroffen sei, wie ich es damals vorhergesagt hätte.

<sup>1)</sup> In der Nacht der Mordtat erhielt, nach einer uns vorliegenden Beglaubigung, der Vater Henkes (in Stellen bei Haigerloch, Hohenzollern) ein Vorzeichen vom Märtyrertode seines Sohnes. Er sah ihn in weißer Soutane, in der Hand ein weißes Zingulum; auf die Frage, warum er so festlich gekleidet sei, erwiderte der Sohn, diese Kleidung werde er von nun an immer tragen.

„Daß aber die Verwüstung in Tsingtau in Wirklichkeit so ausfah, wie ich sie [im Vorgesicht] geschaut habe, als Tsingtau für uns noch gar nicht bestand, das bestätigen mir alle meine Mitbrüder und zeigen auch die Photographien, die davon aufgenommen sind. Ebenso bestätigt man mir, daß der Platz zwischen unserem Missionshaus und dem Hause der Schwestern, den ich granatenfrei sah, von der Beschiesung wirklich frei geblieben sei, während rund umher die Straßen und Plätze von Granaten tief durchwühlt waren. Eine mir zugesandte Karte von allen Stellen, wo Granaten eingeschlagen sind, bewies es mir deutlich. Auch das Holz des kleinen Hafens, das ich vor Jahren schon auf Grund meines Gesichtes als Barrikaden- und Verschanzungsmaterial der Belagerten bezeichnete, sei in der Tat für diesen Zweck reichlich verwendet worden.“

Seltfam, seltsam!

#### Siebtes Kapitel.

#### Italien. Don Bosco.

„Ich hatt' einen Kameraden,  
Einen falscher'n findest du nit!  
Die Trommel schlug zum Streite,  
Er schlich von meiner Seite  
In Feindes Reich' und Glied.“  
Oberst v. Widdern, Berlin.

Man wird lange in der Geschichte suchen müssen, ehe sich ein Beispiel von solcher Treulosigkeit findet, wie sie im weiteren Verlaufe des Krieges Italien verübt hat.

Wieder ist es der ermordete Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand gewesen, den die prophetische Ahnung des Schmachlichen erfüllte.

Es war im Sommer 1913. Auf das Bild des Königs von Italien zeigend, sprach er damals zu einem Vertrauten die klagenden Worte: „Das ist unser Freund?! Wenn nur nicht einmal in der Stunde der Gefahr Deutschland und Oesterreich-Ungarn von Italien im Stich gelassen werden!“<sup>1)</sup> Und eines anderen Tages äußerte der Prinz zu Gästen auf Schloß Brioni: „Ich weiß, man hat es mir oft verdacht, daß ich in der Villa d'Este [bei Tivoli] nichts machen lasse, daß dort alles beinahe verfällt. Ich werde mich aber hüten, für diesen Besitz viel aufzuwenden. Sie sollen sehen, wenn einmal Krieg ist, werden die Italiener die Villa und anderes stehlen . . .“

<sup>1)</sup> Köln. Volksztg., Nr. 456 v. 7. Juni 1915, 2. Ausg.

Und dann werden sie auch das geschenkte Goethe-Denkmal [in Rom] zerstören . . .<sup>1)</sup> In der Tat ist anfangs Januar 1916 die berühmte habsburgische Villa von dem Bürgermeister von Tivoli für städtische Zwecke „beschlagnahmt“ worden.<sup>2)</sup> — Ob auch das Goethedenkmal, das unser Kaiser nach Rom geschenkt hat, von dem prophezeiten Schicksal betroffen wird, wenn etwa der Kriegszustand mit Deutschland auch formell eingetreten ist, wird die nahe Zukunft lehren. Wahrscheinlich genug ist es allerdings.

Bundesgenossen, die sich ein Menschenalter hindurch in Treuen bewährt, in der Stunde der Not zu verlassen — nein, dem einen und damit auch dem andern sogar in den Rücken zu fallen und das Schwert wider aufrichtige Freunde zu kehren: bei Gott, es ist ein schmählisches Schauspiel!

Selbst ein Italiener wie Machiavelli hat in seinem berühmtesten Buche „Vom Fürsten“ (1535) gelehrt: „Auch im Kriege ist jene List nicht rühmlich, die den Bruch der Treue und der Verträge zur Folge hat.“ Aber Treue war nie Sache seines Volkes, so wenig als sie eine Tugend der alten Römer gewesen ist. „Du tust unrecht,“ schrieb einst Napoleon an seinen Stiefsohn Eugen, den Bizetkönig von Italien, „wenn du wähnst, die Italiener seien wie die Kinder. Es steckt viel böser Wille in ihnen. Du wirst von ihnen nur soweit geachtet werden, als du gefürchtet bist, und sie werden dich nur fürchten, sofern sie wahrnehmen, daß dir bekannt ist, wie treulos und tückisch sie sind!“ Einen Treubruch freilich wie den jetzigen hätte selbst Napoleon, der doch die Herzen der Völker zu kennen verstand, wohl nicht für möglich gehalten. Als das Ungeheuerliche Wirklichkeit wurde, ging ein verhaltener Schrei durch das deutsche Volk: aber nicht des Schreckens und der Furcht vor dem neuen Gegner, sondern des Entsetzens über die ehrlose Handlung. Und das Entsetzen wich dem alten Germanenzorn:

„Run sind wir wach. Der letzte Traum	Und schärfen unsere Schwerter stumm
Von Treue brach in Stücke.	Und schärfen ohn' Ermüden
Wir prüfen Sattelzeug und Baum	Und drehn des Pferdes Kopf herum,
Mit kaltgewordenem Blicke.	Und drehen ihn gen Süden . . .“

Rudolf Herzog.

Wie ein Verbrechermal ist der 23. 5. 1915, das Datum der Kriegserklärung an Oesterreich, der Geschichte Italiens eingegraben. „Schweig mir von diesem Tag, es war der Dreißigste des Mai's!“ (Wallenstein II, 4, 5.)

<sup>1)</sup> Münf. Anz. Nr. 588 v. 20. Juli 1915.

<sup>2)</sup> Köln. Volksztg. Nr. 20 v. 8. Januar 1916.

Der Staat Viktor Emanuels ist reif zum Gericht geworden, und der Kriegengel wird die Rache vollziehen. Wie aber diese Rache vor sich gehen mag, wird die nahe Zukunft erweisen.

Von Interesse ist nun, daß der obengenannte Kavakami auch das Eintreten der Italiener in den Krieg, woran sonst niemand dachte, in seiner Schrift von 1912<sup>1)</sup> richtig vorausgesagt hat. „Der Dreieubund,“ so schildert er, „bestand schon seit geraumer Zeit nur mehr noch auf dem Papier. Die kühle Temperatur, die schon lange zwischen Italien und Deutschland geherrscht, war seit der ungünstigen Beurteilung des unerhörten Ueberfalls von Tripolis in der öffentlichen Meinung Deutschlands bis zum Gefrierpunkt herabgesunken.“

„Wenn sonst auch keine tiefergehenden politischen Störungen augenblicklich zwischen diesen beiden Ländern vorhanden waren, so waren die Gegensätze zwischen Italien und Oesterreich um so größere geworden. Ein Band, das durch die weltbewegende Geschicklichkeit eines Bismarck unter ganz andern Voraussetzungen und Verhältnissen an die mitteleuropäischen Großmächte gekettet worden war, mußte diese Fessel — denn allmählich empfand man in Italien jenes Band als Fessel — abzustreifen suchen, sobald neue politische Konstellationen seiner Weiterentwicklung günstiger erschienen oder den Gegensatz zwischen ihm und Oesterreich zu einer unüberbrückbaren Kluft erweiterten.“

„Der von den heißblütigen Italienern mit Ungeduld erwartete Augenblick war endlich gekommen, und die mit seiner Geschicklichkeit in London gesponnenen Fäden hatten das schöne Italien unbemerkt in das Netz gelockt, zu dem seine Neigungen es schon längst mit süßer Gewalt gezogen.“ —

Der große Zusammenstoß zwischen den Oesterreichern und den Italienern erfolgt nach Kavakami schließlich in Oberitalien, nördlich des Po. Auf den Feldern von Vercelli, dem alten Verzellae, wo einst der wilde Römer Marius die Cimbern schlug (101 v. Chr.), kommt es zur entscheidenden Schlacht. Mit überlegener Kraft ringen die österreichischen Regimenter den Gegner nieder, obschon dieser durch französische Truppen verstärkt ist, und das Ende ist die Kapitulation des Restes der geschlagenen Armee. Das Schicksal des Krieges ist im Grunde dadurch entschieden, und die größeren lombardischen Städte fallen bald in die Hände der Sieger. Auch zu Schiffe, in der blauen Adria, erleiden die Italiener schweren Schaden; „die Tegethoffs waren noch nicht ausgestorben“.

<sup>1)</sup> N. a. D., S. 25 f.

So rasch ist es mit dem Kriege freilich nicht getan, wenn auch an dem schließlichen Erfolge der österreichischen Waffen kein Zweifel ist. Jedenfalls ist der Verlauf des Kampfes ganz anders als beim Beginne der Bürgermeister von Rom, Fürst Colonna, dem ausziehenden Oberfeldherrn Cadorna pomphaft „prophezeit“: „In zwanzig Tagen werden Sie vor den Toren von Wien stehen!“ Dieser naive Tropf! So leicht erregbar übrigens die Gemüter in Italien sich gezeigt haben, als Hezer das Volk zum Kriege drängten, ebenso leicht kann im Falle der Niederlage die Leidenschaft der Massen sich zur Revolution versteinen: drohend schwebt das Schicksal über dem Haupte des schuldigen Königs.

\* \* \*

Es ist mehrfach in der Presse die Rede davon gewesen, daß der große Armen- und Waisenfreund Don Bosco von Turin (gest. 31. Jan. 1888) über den Weltkrieg und besonders das Schicksal des Papsttums in ihm prophezeit haben sollte. Bekanntlich ist der außerordentliche Mann der Schöpfer riesenhafter Wohltätigkeitsanstalten in Turin, deren Segensfülle sich über ganz Italien ergießt, und sein Name ist vollstündlich in seinem Vaterlande wie kaum ein anderer unserer Zeit. Auch in Deutschland ist Don Bosco vielgenannt. Etwas Sicheres über seine angebliche Prophezeiung ist bislang nicht bekannt gewesen. Demgegenüber sei nun hier festgestellt, daß sie tatsächlich existiert.

Don Boscos schriftlicher Nachlaß beruht im Vatikan. Dort ist im Frühsommer 1913 eine Abschrift von der Prophezeiung genommen und diese dann von einem bekannten italienischen Bischof vor einem Kreis von Zeugen verlesen worden. Einer der Zeugen hat uns über den Inhalt eine Erklärung abgegeben und ausdrücklich anheimgestellt, von dieser öffentlich Gebrauch zu machen. Die Prophezeiung stammt hiernach aus dem Jahre 1869 und beruht auf einer Vision. „Ich sitze auf meinem Zimmer,“ so beginnt die uns vorliegende Niederschrift des Verlesenen, „da scheint sich die Decke zu öffnen, und ich sehe Dinge, die getreu wiederzugeben einem Menschen unmöglich ist. Nichtsdestoweniger werde ich versuchen sie zu beschreiben, soweit meine Kräfte es gestatten, weil es mir so im Gehorsam aufgetragen ist.“ Was der Seher zunächst ersah, ist das Bild Frankreichs, wie es sich im Jahre 1870/71 verwirklicht hat. „Der Fremde kommt in dein Land, erobert es und nimmt die Hauptstadt. Ich sehe dich, Frankreich, wie einen Körper ohne Haupt (Gefangennahme und Absetzung Napoleons III.). — „Ich sehe von weitem Paris in Flammen aufgehen (Kommunebrände).“

Und nun erfährt des Sehers Blick sein Vaterland Italien; er sieht das Land in dem „großen Kriege“ und besonders die Dinge in Rom. Aber hier, verehrter Leser, halten wir inne. Aus der Erwägung, daß es besser ist — auch im deutschen Interesse — das neutrale Papsttum aus der Diskussion über die Sache in dem erregten Italien fernzuhalten, soll von einer Bekanntgabe der Vision Don Boscos abgesehen werden, zumal sie zum Teil symbolisch eingekleidet erscheint. Auf Sensation auszugehen, liegt uns fern. Man tadle uns demnach nicht. Nur soviel mag gesagt sein, daß von einer Ermordung des Papstes oder der Wahl eines neuen außerhalb Italiens entgegen den Behauptungen in der Presse gar nicht die Rede ist.

Auch gewisse Zeitangaben in bezug auf Italien im großen Krieg hat Don Bosco in eingekleideter Weise gemacht; sie mitzuteilen erscheint uns aus ebenso erwogenen Gründen nicht tunlich. Warten wir also den Verlauf der Dinge ab: wir Deutschen können es ruhig!

Denn eins ist gewiß: über Germanenkrast und Germanentreue wird das treulose Volk nicht triumphieren. Das kann man „prophezeien“, ohne Prophet zu sein. Wie sagt doch der Dichter von „Dreizehnlinden“:

Wird der Süd den Nord bezwingen?  
Felsen beugt man nicht, sie brechen.  
Alte Fehd' ist zwischen beiden,  
Und der Nord, er wird sich rächen!

#### Achstes Kapitel.

#### Falsche Propheten.

Man muß nicht alles glauben,  
was die Leute sagen! Kau!

1. Anfangs Februar 1915 machte ein merkwürdiges prophetisches Gedicht die Runde durch die deutsche Presse. Als sein Verfasser wurde bezeichnet Robert Hamerling, der Dichter von „Hasver in Rom“ und dem „König von Sion“. <sup>1)</sup>

Kurz vor seinem Tode, so hieß es, habe er die Weissagung zu Papier gebracht, die folgendermaßen lautet:

Meine hellen Seheraugen tauch ich ein im ew'gen Lichte,  
Und vor meine Seele treten zukunftsstrunkene Gesichte.  
Durch das euch verhüllte Dunkel tatenjähwong'rer fernere Zeiten  
Seh' ich eine hohe Götin nah und immer näher schreiten.

<sup>1)</sup> Geboren am 24. März 1830 in Kirchberg am Wald (Niederösterreich), gestorben am 25. Januar 1889 in Graz.

Dich, o Zwanzigstes seit Christi, waffenkirrend und bewundert,  
 Wird die Nachwelt einstens nennen das germanische Jahrhundert!  
 Deutsches Volk, die weite Erde wird vor dir im Staub erzittern,  
 Denn Gericht wirst du bald halten mit den Feinden in Gewittern.  
 Englands unberührten Boden wird dein starker Fuß zerstampfen,  
 Ueberall wird auf zum Himmel hoch das Blut der Feinde dampfen,  
 Und den lönernen Giganten Rußland stürzest du zerborsten,  
 In der Ostsee reichen Landen wird der deutsche Adler horsten.  
 Oesterreich, du tolgeläubtes, eh' die zwanzig Jahr' vergehen,  
 Wirst du stolz und jugendkräftig vor den vielen Völkern stehen,  
 Und sie werden dich erzitternd, beugend sich vor deinem Ruhm,  
 Herrscherin des Ostens nennen, zweites deutsches Kaiserthum.  
 Mit des neuen Polens Krone wird sich stolz ein Habsburg kränzen,  
 Unter ihm in junger Freiheit wird die Ukraina<sup>1)</sup> glänzen.  
 O geliebtes Volk, ich höre stimmen schon die Hymnen, Weigen  
 Und die Pauken und Trompeten zu dem großen Siegesreigen.  
 Freue dich der Heldenzeiten, das Geschick ist dir verbündet —  
 Fürchte nichts von deinen Feinden, Wahrheit hab' ich dir verbündet!

Das in gereimten Langzeilen geschriebene Gedicht atmet ganz Hamerlingschen Geist; in lebhafter, bildergeschmückter Sprache läßt der Verfasser seine phantasiereichen Gedanken ausströmen, und in glatten, rhythmisch tadellosen Versen schreitet die Dichtung dahin. Man glaubt in der Tat den Sänger des „Königs von Sion“ zu vernehmen, und unwillkürlich taucht die Gestalt des Wiedertäuferkönigs, wie er auf einsamer münsterländischer Heide träumerisch seinen geistigen Blick in die Zukunft richtet, aus dem schicksalsreichen Jahre des Heils 1534 vor uns empor. Das Gedicht fand in weiten Kreisen Glauben; ja es ist selbst in die Druckfachen des Deutschen Reichstages übergegangen: ein Abdruck daraus mit einer Zusammenstellung der deutschen Verluste bis zum 27. Januar 1915, auf demselben Blatte hergestellt, liegt uns, durch die Güte eines Volksvertreters vermittelt, vor. „Ein deutscher Dichter als Prophet“ heißt die Ueberschrift. Das Gedicht erschien zuerst in den „Hamburger Nachrichten“. Es wurde dazu in der Presse bemerkt, die Urschrift befände sich im Staatsarchiv zu Hamburg. Eine Nachfrage bei der Archivverwaltung hat indessen ergeben, daß es dort nicht bekannt ist.<sup>2)</sup> Die Hamburger Nachrichten haben die Echtheit vorausgesetzt und dem Einsender vertraut. Nach der stark hervortretenden Verherrlichung Oesterreichs

<sup>1)</sup> Die Ukraine (d. h. Grenzmark oder Kleinrußland), zu beiden Seiten des Dnjepr, umfaßt reines, bodenkändiges Slaventhum, ohne Beimischung mongolischen Blutes, also im Gegensatz zum eigentlichen Russenthum. Die Ukrainer leiden unter dessen Bedrückung und suchen ihre Nationalität, Sprache und Schule dagegen zu behaupten. Ihre Zahl in Rußland wird auf 32 Millionen geschätzt, während 3 1/2 Millionen in Oesterreich leben.

<sup>2)</sup> Vgl. Münsterischer Anzeiger, Nr. 154 vom 27. Februar 1915, 1. Ausgabe.

und des Hauses Habsburg<sup>1)</sup> zu schließen, scheint der Verfasser ein Landsmann Hamerlings zu sein.

Damit haben wir schon ausgesprochen, daß wir das Gedicht für eine Nachahmung des Sionsdichters halten. Interessant ist besonders die Erwartung, die immer noch in weiten Kreisen die Gemüter unseres Volkes erfüllt: daß nämlich eine Landung deutscher Truppen an der britischen Küste erfolgen werde, um „Englands unberührten Boden zu zerstampfen“. Das ist der Ausdruck des tiefen Grolls, der berechtigtermaßen gegen die Blutschuld der englischen Politik sich im deutschen Volke gesammelt hat; aber was ein Napoleon als nicht möglich erkannte, wird sicherlich auch unsern Strategen als unausführbar erscheinen müssen: die Heimat des Briten ist das Meer, und nur hier ist sein Lebensnerv zu treffen.

Immerhin entbehrt das Gedicht keineswegs des Interesses.

2. Bald nach Beginn des Krieges wurde der uralte Wallfahrtsort Altötting, in dessen Kapuzinerkirche die Herzen der bayerischen Könige beigelegt werden und auch die Gebeine Lillys ruhen, in Verbindung gebracht mit einer merkwürdigen Prophezeiung. Von einem Mönche des Klosters sollte sie ausgegangen und 1841 zuerst auf Pergament geschrieben sein. Der Wortlaut ist folgender:

„Das Jahr 1914 wird sehr ereignisreich. Im Juli bereiten sich große Dinge vor. Ende Juni geschieht ein schrecklicher Menschenmord aus Politik, der Kriegsgreuel zur Folge hat. Anfangs August folgen acht Kriegserklärungen der Regierungen europäischer Staaten. Oesterreich und Deutschland gehen siegreich vor. Deutschland erringt fortwährend Erfolge. Oesterreich gewinnt ebenfalls erfolgreiche Schlachten. Die Monate September und Oktober fordern Millionen von blutigen Opfern. Zu Weihnachten diktieren zwei Kaiser den Frieden für Oesterreich und Deutschland. Die Folge davon ist, daß Belgien von der Landkarte verschwindet und Frankreich ein Kleinstaat wird; Rußland wird viel von seiner Macht und England seine Macht zur See einbüßen. Beide verbündete Reiche, Oesterreich und Deutschland, werden mächtig aufblühen, es wird Wohlstand und dauernder Friede eintreten; dieser Weltbrand wird alles Leid von den Nationen bannen. Die deutsche Sprache wird zur Weltsprache werden.“

<sup>1)</sup> Die Bemerkungen über Polen und die Ukraine beschäftigen, welche Hoffnungen man dort gegen Rußland hegt. In den polnischen Landesteilen lebt angeblich seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts folgende Prophezeiung: „Der aufgepropte Zweig der Romanow wird verdorren, ehe noch das zweite Jahrtausend des Zeitalters beendet ist. Polen wird sich erheben und die Art an den morschen Stamm legen. Er wird fallen, und die Völker werden juchzen.“ (Gerling, 97.)

Die Prophezeiung, die unschwer als Nachwerk zu erkennen war, gewann gleichwohl rasch eine außerordentliche Verbreitung. Findige Druckereien, z. B. in Braunau, Böhmen, fabrizierten danach sogar „Ansichtspostkarten“. Es wurde bald festgestellt, daß der Wortlaut zuerst in der Wiener „Kronzeitung“<sup>1)</sup> aufgetaucht war, und das Kapuzinerkloster in Mötting gab unterm 25. November 1914 folgende Erklärung ab:

„Die ganze Geschichte ist eine leere Erfindung. Hier nichts vorhanden und nichts bekannt. Wollen Sie die Leute aufmerksam machen, daß sie zur Verbreitung eines Schwindels beitragen, dessen Urheber aufzufinden die Behörde bereits tätig ist.“

Die Presse hat diese Erklärung löblicherweise rasch verbreitet<sup>2)</sup>, und der so laut schnatternden Kriegssente war damit der Hals umgedreht. Wunderlich wirkt es jetzt, wenn bei Grobe<sup>3)</sup> zu lesen steht, die Möttinger Weissagung sei eine solche, „die allen Prophezeiungen die Krone aufsetzt, und die, falls sie in allen Stücken zutrifft, das verblüffendste Zeugnis für die Möglichkeit ganz genauer, ins einzelne gehender Vorherbestimmung ist“.

3. Auch eine durch die Presse verbreitete Notiz<sup>4)</sup> ist willkürlich von einem der zahlreichen Kriegspropheten der Gegenwart erdichtet worden. „Die in der Nähe von Bubberg bei Werl spielende, in den letzten Jahren vielerörterte Birkenbaumsage“, so heißt es darin, „kennzeichnet 1914 als Kriegsjahr, denn 1814 ist der an der Schanze stehende Birkenbaum verdorrt, und wenn alsdann 100 Jahre verflossen seien, sagt man, würden alle Schwerter und Abzeichen lebendig werden, und das gewaltige Völkerringen würde seinen Anfang nehmen.“ In der ganzen mündlichen und schriftlichen Ueberlieferung von der Völkerschlacht am Birkenbaum ist nirgends von dergleichen die Rede.

4. In einem alten Kalender von 1814, so heißt es weiter, findet sich folgende Weissagung: „Im Jahre 1914 wird eine Zeit kommen, wo die Welt gottlos sein wird. Der Monat Mai wird ernst zum Kriege rüsten, aber es ist noch Zeit. Juni wird auch zum Krieg einladen. Juli wird ernst und grausam handeln, daß viele von Weib und Kind Abschied nehmen müssen. Im August wird man an allen Ecken von Krieg hören. September und Oktober werden großes Blutvergießen mit sich bringen. Im November

<sup>1)</sup> Gesf. Mitteilung des Guardians P. Dominikus in Mötting vom 25. März.

<sup>2)</sup> Vgl. u. a. Bochumer Anzeiger, Nr. 288 vom 10. Dez., 2. Beilage.

<sup>3)</sup> S. 105.

<sup>4)</sup> Vgl. u. a. Clever Kreisblatt, Nr. 274 vom 26. Nov. 1914, Beilage.

wird man Wunderdinge sehen. An Weihnachten wird man von Frieden singen.“

Bereits ward die angebliche Prophezeiung ohne weiteres als echt behandelt<sup>1)</sup>. Aber mit Verlaub: die Stelle stammt nicht aus einem „alten Kalender“ von 1814, und auch vom Jahre 1914 ist in ihr ursprünglich gar nicht die Rede. Sie findet sich zuerst gedruckt in dem sehr selten gewordenen, uns vorliegenden Buche von Th. Beykirch, Prophetenstimmen, aus dem Jahre 1849 (Baderborn). Es ist danach eine „Prophezeiung vom Jahre 1622 auf bestimmte Monate eines ungenannten wichtigen Jahres“, die folgendermaßen lautet:

„Der Monat Mai wird sich mit Ernst zum Kriege rüsten; aber es ist noch nicht Zeit. Der Monat Juni wird auch zum Krieg einladen; aber dann ist es auch noch nicht Zeit. Der Juli wird erst grausam handeln, daß viele von Weib und Kind Abschied nehmen müssen. Im August wird man an allen Ecken der Welt von Krieg hören. September und Oktober werden ein großes Blutvergießen mit sich bringen. Im November wird man Wunderdinge sehen. Um diese Zeit ist das Kind 28 Jahre alt, dessen Säugamme von Morgen sein wird. Dieser wird große Dinge verrichten.“

Was für ein Kind? wird der erstaunte Leser fragen. Wir wissen es auch nicht, und der Prophet hat es ganz sicher selbst nicht gewußt! Der Zusatz zu der oben genannten Notiz: „An Weihnachten wird man von Frieden singen“, ist übrigens offensichtlich der Meinung entsprechend gemacht worden, die zu Anfang des Krieges vielfach zu hören war: Bis Weihnachten wird der Krieg zu Ende sein! Aber als das „Friede auf Erden“ erklang, war er noch lange nicht zu Ende.

5. Eine üble Fälschung der Sage von der „Völkerschlacht am Birkenbaum“, und zwar auch zu dem Zwecke, sie durch Zurechtstufung als Prophetie über den gegenwärtigen Weltkrieg erscheinen zu lassen, ist nach dem Beginne des Krieges aus der Gegend von Eschweiler ausgegangen. Leider hat das Nachwerk eine große Verbreitung gefunden und viele Köpfe verwirrt. Ein Exemplar davon, „Seherblicke“ betitelt, liegt in Maschinenschrift uns vor. Die „Prophezeiung“ lautet danach folgendermaßen:

„Europa wird zu einer Zeit, wo der päpstliche Stuhl in Rom

<sup>1)</sup> So bei Grobe-Watitsch, S. 110. In der Neuen Metaphysischen Rundschau a. a. O., S. 254, wird der „hundertjährige Bamberg'sche Kalender von Gerhard Bösch in Esfen“ als Quelle genannt, doch gibt die Zeitschrift das Zitat wenigstens „mit allem Vorbehalt“ wieder.

eine Zeit leerstehen wird, von furchtbaren Züchtigungen heimgesucht werden. Ein Volk wird wider das andere, ein Königreich gegen das andere kämpfen. Ein starker Monarch kommt von der Mitte, das ist der deutsche Kaiser. Er ist an einer Seite gelähmt und steigt verkehrt zu Pferde. Gegen diesen Monarchen kommt ein Wall von Feinden von allen Seiten, die ihn durch Bosheit und Gehässigkeit verderben wollen. Wenn die Niederträchtigkeit der Feinde ihren Höhepunkt erreicht hat, legt sich die Allmacht Gottes ins Werk und wird den Monarchen von Sieg zu Sieg führen. Der Wahlspruch des Kaisers heißt: »Mit Gott voran«. Er trägt ein Kreuz auf der Brust.“

„Dieses alles geschieht, wenn die Vergnügungssucht, Sitten- und Religionslosigkeit und Hoffart ihren Höhepunkt erreicht haben. Es ist eine Strafe Gottes, zu gleicher Zeit aber auch eine Barmherzigkeit Gottes, weil ungezählte Tausende zur Religion zurückkehren. Es ist ein Ringen vorgesehen vorn in Westfalen. Sollte dieses kommen, so wird nur ein kleiner Haufe Deutschlands übrig bleiben. Vorausichtlich findet das Morden nicht statt, wenn das Volk zur Buße und Religion zurückkehrt. Wohl wird der Niederrhein zittern, beben und heulen, aber er wird nicht untergehen und glänzend bestehen bleiben bis zum Ende der Zeiten.“

„Es wird der Krieg, der losbricht, ein furchtbarer Krieg heißen. Es gibt dann kein Erdreich, das nicht mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen wird. Aber der starke Monarch wird den Krieg geschickt führen, daß keine Macht der Feinde ihm widerstehen kann. Mit großer Stärke wird er veraltete Mißbräuche, schmutzige Tänze und üppige Kleidertracht abschaffen, überall hingegen die göttliche Ordnung in Staat, Kirche und Familie einsetzen und den Völkern den Frieden bringen.“

„In der Nähe eines Dorfes steht ein Kreuzifix; dort wird der Kaiser mit ausgebreiteten Armen niederknien. Wehe Lemberg und Soldau am Bache, der dort von Osten nach Westen fließt! Der starke Feldherr wird mit den härtigen Völkern des Siebengestirns siegreich aus dem Treffen hervorgehen und vor der Kapelle Schaffhausen eine Rede halten. Frankreich wird nur ein Bild der Verwüstung sein, England wird mit seinem Könige geschlagen werden und auf die tiefste Stufe des Elends kommen. Eine überaus große Sterblichkeit wird dieser verheerende Krieg mit sich bringen. Ein großes Land wird von Seuchen und Hungerstot heimgesucht werden. Die Türken werden treue Brüder des starken Monarchen sein.“

„Sobald England geschlagen ist, wird der Friede eintreten. Es wird eine unermesslich große Veränderung in den Staaten und eine

Neuerung in der Kirche vor sich gehen. Nach dem Krieg existieren nur noch die Großmächte: der Papst, Oesterreich und Deutschland. Dieses wird zu edlen Sitten heranwachsen. Der Krieg ist dadurch entstanden, weil die Fürsten ermordet wurden. Mord und Mezeleien werden vielfach stattfinden.“

„Losbrechen wird der Krieg zur Zeit der Ernte, eine bessere Zukunft wird anbrechen zur Zeit der Kirschblüte.“

Da von den Türken als Verbündeten des starken Monarchen, d. h. Kaiser Wilhelms, die Rede ist, so ist das Machwerk wohl erst nach dem 28. Oktober, dem Tage des ersten Zusammenstoßes der Russen mit dem Halbmond, entstanden.

Eine Schlußbemerkung versichert: „Niedergeschrieben im Jahre 1701“. Das Original soll in einem alten Buche sich befunden haben, und zwar als Einschrift auf den Deckel einer Bibel oder in einem Buche, das die Offenbarungen der heiligen Brigitta (!) enthält. In Speyer, im Hohenloheschen, im Rathause zu Schweiler, in der Lade eines Gemüsehändlers oder irgendwo anders ist es entdeckt worden. Eine uns vorliegende, in Köln erschienene Doppel-Postkarte, die den Wortlaut unter der Ueberschrift „Sibyllenweisagung“ bringt, trägt sogar den Vermerk: „Uebersetzung aus dem Griechischen, Rom 1701.“ Welch ein Unfug!

Und nun fehlte auch noch, daß selbst die in Deutschland nicht unbekanntes Lady Blennerhassett das „Dokument“, über dessen Echtheit freilich „die Ruffschlüsse fehlen“, und das sie denn auch für unecht hält, trotz allem einer Besprechung würdigte<sup>1)</sup>!

Prof. Capitaine-Schweiler hat die „Seherblicke“ als Fälschung, die leicht zu erkennen ist, an den Branger gestellt<sup>2)</sup>; die Plünderung der Birkenbaumsage ist in der Tat gar zu grob. Schon die Anführung des Jahres 1701, in dem diese Sage zuerst (in Köln) gedruckt wurde, als des gleichen Jahres der Niederschrift der „Seherblicke“, deutet darauf hin. Weiter bemerkt Capitaine: „Die älteste uns bekannte Fassung der Sage — vgl. zur Bonfen (Birkenbaumschlacht) — scheint als Vorlage oder Parallele zu den »Seherblicken« angesehen werden zu dürfen. Wenigstens stimmen die »Seherblicke« der Hauptsache nach inhaltlich und stellenweise auch wörtlich mit dieser Sagen Darstellung überein. Einige moderne Züge scheinen ergänzt, einige Sachen der Vorlage nicht verstanden

<sup>1)</sup> Neue Zürcher Zeitung, Nr. 970 vom 28. Juli 1915, 1. Bl.

<sup>2)</sup> Vgl. seinen Aufsatz „Seherblicke“ in Nr. 174 der Kölnischen Zeitung vom 17. Februar 1914, Mittagsausgabe. — Eine gute, eingehende Besprechung der Fälschung bringt übrigens die Schlesische Volkszeitung, Nr. 480 vom 16. Okt. 1915.

zu sein; so werden die westfälischen Dörfer »Buddberg und Söndern« mit »Lemberg und Söldern« oder »Soldau« gegeben. Alles in allem: die »Seherblicke« sind also »Sage«, aber keine »Weissagung«. Allerdings treffen sie die Stimmung der Zeit: in Deutschland wie in Frankreich hat gegenwärtig die uralte Menschheitsfrage (vom Birkenbaum) mit ihren tröstenden Hoffnungen wieder volles Leben angenommen."

6. Eine häßliche Erscheinung, die schon in Friedenszeiten, besonders aber, wie auch jetzt, im Kriege hervortritt, ist die geschäftsmäßige Wahrsagererei. Zahlreiche Stimmen in Presse und Literatur ziehen gegen den gefährlichen Unfug fortgesetzt mit Recht zu Felde. Meist handelt es sich um sog. »weise Frauen«. In der Regel sind es Kartenschlägerinnen; aber auch aus der Form des Schäbels, den Falten der Stirn, den Linien der Hand oder dergl. deuten sie dem Frager um klingenden Lohn die Zukunft. Bei den leichtgläubigen Franzosen steht das Geschäft jetzt in besonders hoher Blüte. Namentlich in Paris ist das der Fall. »In der Montmartre-Straße,« so meldet ein Berichterstatter des »Temps«,<sup>1)</sup> »wohnt eine dieser Priesterinnen der Zukunft zwischen einer Wäscherin und einem Flickschuster. Durch den langen dunklen Korridor drängen sich die Frauen nach diesem unansehnlichen, schmutzigen Tempel, Köchinnen und Arbeiterinnen, kleine Verkäuferinnen, deren billige Kleidung viel Armut verrät. Feierlich wie in eine Kirche treten sie ein, und alle scheinen sie sich Hoffnung zu holen, denn ihre Blicke sind heller und heiterer, wenn sie sich durch die enge Türe wieder herausdrücken. Das Geheimnis dieser Prophetinnen ist, daß sie stets das Schicksal der künftigen Tage etwas rosig färben, denn dadurch fesseln sie ihre Kundinnen an sich, und wenn dann der Zweifel kommt und die Ungewißheit sie zermartert, dann kaufen sich die armen Frauen wieder für 40 Sous ein wenig Hoffnung und Mut.«

Nach Angabe des *Matin* vom 17. April 1915 harrten damals nicht weniger als 79 Pariser »Wunderweiber« wegen betrügerischer Orakelsprüche ihrer Strafe.

Auch bei uns, namentlich in den großen Städten, ist diese Wahrsagererei zu Hause, und der Krieg gibt ihr neue Nahrung. Der Anzeigenteil der »Stettiner Zeitung« und der »Abendpost« brachte z. B. vom 7. bis 13. Februar 1914 nicht weniger als 30 Anzeigen von weisen Frauen. Welches Schicksal mag dem Mann oder Vater, dem Sohn, Bruder oder Bräutigam draußen im Felde beschieden sein? Kehrt er unverfehrt, ungebroschen wieder heim? Schwer lastet natürlich diese Frage daheim auf den Gemütern, und gar zu leicht

<sup>1)</sup> Vgl. *Märk. Volksbl.*, Nr. 90 vom 20. April 1915.

läßt sich die Frau — aber nicht bloß dieje — verleiten, im abendlichen Dunkel den Gang zu der weisen Zukunftsdeuterin zu wagen.

Unendlich viele lassen es sich nicht anreden, daß die Karten das Schicksal enthalten, und gar mancher erinnert sich gern, mit geheimem Gruseln, an Fälle, in denen das Wort der Wahrsagerin sich wirklich mal erfüllt hat. Meist bewegt sich freilich die Enthüllung in allgemeinen Andeutungen, die schließlich auf jedes Menschen-schicksal, auf jedes Kriegerlos, auf Wichtigkeiten des Lebens passen. »Sie werden bald Ihren Mann wiedersehen,« kündete in Berlin eine Wahrsagerin der Fragenden, »aber Sie werden eine große Veränderung an ihm bemerken!« Darob große Angst und Besorgnis. Kostenpunkt 5 Mark. Und als der Mann wiederkehrte, siehe, da trug er zur Veränderung einen schwarzen Vollbart! »Ist es auch Unsinn, so hat es doch Methode!« Der Vorteil der klugen Frauen ist natürlich, dem Frager nur Angenehmes zu berichten, eben das, was er gern hören will. Aber auch an schreckhaftem Einschlag fehlt es nicht, und nicht selten treiben die Prophetinnen ein freventliches Spiel, indem sie kaltblütig das Gemüt mit düsterer Voraus-sagung beschweren; Fälle, in denen die Auskunft Trübsinn und Verzweiflung, ja Selbstmord im Gefolge hatte, sind nicht vereinzelt. In Halberstadt wurde 1914 eine wahrsagende Frau, die durch ihr Kartenlegen ein tragisches Schicksal heraufbeschworen hatte, zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Die Spekulation der Wahrsagerin auf das klingende Silberstück des Wohlhabenden und den Groschen des Armen ist dabei in der Kriegszeit doppelt verwerflich. Mit Recht geht daher die Militärbehörde zum Schutz leichtgläubiger Angehörigen, namentlich Frauen von Kriegsteilnehmern, dem Unfug scharf zu Leibe; Verfügungen der stellvertretenden Generalkommandos des VII. und des VIII. Armeekorps, die das Anpreisen des Wahrsagergewerbes mit Gefängnis bis zu einem Jahre bedrohen, haben in der Öffentlichkeit allgemeinen Beifall gefunden.

Zu den »falschen Propheten« rechnen wir schließlich auch die Verfasser und Verbreiter all der sog. »Schutz- oder Himmelsbriefe«, die den Soldaten im Felde aufgedrängt werden, um sie stich- und kugelfest zu machen und vor jeglichem Unheil zu bewahren. Sie sind auf der Brust zu tragen. »Der wahre Tobiassegen«, »Der Wunderbrief«, »Die goldene Schatzkammer«: und wie mügen die Ueberschriften dieser Wunderzettel sonst noch alle lauten!

»Ich N. N.« so heißt es auf einem Zettel, »beschwöre dich Geschütz, Säbel und Messer und alle Waffen, bei dem Speer, der in die Seite Christi gegangen ist, so daß Blut und Wasser herausglossen,

daß ihr mich als einen Diener Gottes nicht verlegen lasset im † † †. Ich beschwöre dich (?) bei dem hl. Stephanus, den die Juden gesteinigt, daß sie mich als einen Diener Gottes nicht betrüben können im N. † † † M." <sup>1)</sup>

Ein anderer Soldatenzettel enthält den bekannten Spruch: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf dieser Welt!“ Darunter steht: „Es geht die Sage, daß jeder, der diesen Spruch erhält und nicht weiter gibt, kein Glück hat; wer ihn aber weitergibt, wird am neunten Tage ein großes Glück erleben.“ <sup>2)</sup>

Was für tolles, ungereimtes Zeug! Leben wir denn noch in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, daß dergleichen abergläubische Torheiten möglich sind? Es scheint fast so. Das bischöfliche Generalvikariat in Münster hat noch vor Schluß des Jahres 1914 vor solchen Wunderzetteln und Schupfbriefen gewarnt, und von seiten des stellvertretenden Generalkommandos des VII. Armeekorps ist im Dezember 1914 der profitgierige Berliner Verlag eines „Himmelsbriefes“ — der Wisch sollte 3 Mark kosten — an den Pranger gestellt worden. Und das von Rechtswegen!

Aber es hilft alles nichts: „unter den Begleitern der Kriegsgöttin, die ihrem Zuge durch die Welt folgen, ist einer der hartnäckigsten der Aberglaube“, von dem es heißt:

„Glaube, dem die Tür verjagt,  
Steigt als Aberglaub' ins Fenster —  
Wenn die Götter du verjagt,  
Kommen die Gespenster.“

Geibel.

## Neuntes Kapitel.

### Ende und Ergebnis des Krieges.

„Ein Krieg ist löstlich gut,  
Der auf den Frieden bringt,  
Ein Fried' ist schändlich arg,  
Der neues Kriegen bringt.“  
Logau, Sinngebichte.

„Fragt einen Politiker oder Diplomaten,“ so hieß es im Frühjahr 1915 in einer Pariser Korrespondenz, <sup>3)</sup> „nach der mutmaßlichen Kriegsdauer; ist er Engländer, so spricht er von drei Jahren, ist er Franzose

<sup>1)</sup> Aus „Aberglaube in Kriegszeiten“, Manuskript von R. Wagenfeld für die Zeitschrift Deutschland, 1915, uns freundlichst zur Verfügung gestellt.

<sup>2)</sup> Berl. „Neueste Nachr.“, Nr. 393 v. 4. Aug. 1915, Beil.

<sup>3)</sup> „Die Pariser und das Ende des Krieges“, Köln. Zeitung Nr. 282 vom 18. März, 2. Ausg.

oder Russe, von anderthalb. Einige wenige gestehen auch ein, daß sie darüber nichts wüßten. Dieser selben Frage gegenüber ist der erstbeste Pariser oder die erstbeste Pariserin nicht im geringsten verlegen. »Ende Juni ist der Krieg fertig,« so lautet die prompte Antwort. Und zwar Ende Juni dieses Jahres. Das wird aufgesagt wie ein auswendig gelerntes Verslein. — Warum wagt in diesem sonst so zweifelnden und kritischen Paris niemand einen Widerspruch? Warum dieses Datum und kein anderes? Es ist Prophezeiung, daß der Krieg Ende Juni zum Abschluß kommen wird. Alle verkünden, daß am Ende des sechsten Monats dieses Jahres eine große Freude eintreffen werde; man werde den Mann, den Schatz, den Sohn wiedersehen, die Häuser werden bekränzt werden, und von allen Türmen, die der Wut der Barbaren nicht zum Opfer gefallen sind, werden die Glocken läuten. Es ist bei näherem Zusehen so auffällig nicht, daß alle Wahrsagerinnen daselbe wissen wollen. Daran ist die bekannteste unter ihnen schuld: Madame de Thèbes. Bei Kriegsausbruch ist das Ansehen dieser Frau ins Unendliche gestiegen. Sie hat den Weltbrand mit klarem Scharfblick vorausgesehen. Denn sie spricht schon seit 20 Jahren davon. Man bestürmte ihr Haus. Man fragte sie, wann der Krieg zu Ende gehe. »Im sechsten Monat des Jahres 1915,« sagte sie; die freudige Nachricht durchwehte wie ein Lauffeuer die Stadt. Das Geschäft blüht wie noch nie. Die klugen Frauen schickten sich drein und sagten dem armen Weibe aus dem Volke für einen Silberling daselbe, was Madame de Thèbes der vornehmen Dame für eine Hand voll Gold erzählte. Und jetzt glaubt Paris steif und fest, daß noch in diesem Halbjahr von Frankreich der Sieg erstritten und der Friede gemacht wird!

Freilich ist der Juni 1915, selbst 1916 vorüber und noch kein Friede. Macht nichts! Dann wird eben ein neuer Termin prophezeit.

Und so ging und geht es anderswo auch. Besonders eilig hatte es der „Wunderrabbi von Sadagora“: schon zum 27. September 1914 sagte er den Beginn der Friedensverhandlungen voraus; seitdem ist er ganz still geworden. Ein findiger Kopf, der sich schlauerweise „Diplomatikus“ nennt, gab Ende 1914 in Dresden sogar eine besondere Flugschrift heraus: „Wann wird der Krieg beendet sein?“ Er wußte es freilich selber nicht. „Wenn die Zeit der Kirschenblüte kommt,“ so konnte man besonders oft erzählen hören, „dann gibt es Frieden!“

Aus Detmold, Düsseldorf, Hagen und anderen Orten wurde in der Presse darüber berichtet, und selbst einen Feldgrauen im Schützengraben begeisterte die junge Mäx zu schwungvollen Strophen: <sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Wünder Generalanzeiger, Nr. 83 v. 10. April 1915.

„Ein alter Schäfer hatte vor langer Zeit  
In den Sternen gelesen und prophezeit:

Wenn im Felde die Aehren am höchsten stehn,  
Wird das deutsche Volk unter Waffen gehn,  
Muß drei Feinde bezwingen, muß kämpfen und ringen  
Und wird für sich selber ganz allein  
Im Weltenkrieg der Sieger sein.  
Mit Kirschenblüten den Helm geziert,  
Wird heimwärts wieder fröhlich marschiert,  
So wie der Schäfer einstmal sprach. —

Es wurde wahr, es kam der Tag:  
Als im Felde die Aehren am höchsten standen,  
Erklang der Kriegsruf in deutschen Landen,  
Und mutig eilte das deutsche Heer  
An die feindlichen Grenzen zur kräftigen Wehr:  
»Sieg, Sieg!« So donnerte in Ost und West —  
Ach, blühte der Kirschbaum erst!<sup>1)</sup>

Die Erwähnung der lieblichen Blüte kehrt übrigens in Kriegsprophezeiungen oftmals wieder. In der Regel bedeutet sie aber Krieg, nicht Frieden, ebenso wie die vorzeitig blühende Schlüsselblume. Mit Kirschenblüte geschmückt ziehen die Krieger der Sage nach in die „Schlacht am Birkenbaum“. Wenn sie gar zweimal im Jahr erscheint, dann ist das Unheil gewiß.<sup>1)</sup> Der Glaube, daß der blühende Kirschbaum diesmal den Frieden bedeute, ist sinnig genug. Wenn der liebevolle Sommer mit seinem friedlichen Blühen in der Natur seine Einkehr hält, dann muß es doch auch in der Welt der Menschen endlich Friede werden: ein Gedanke dieser Art mag die Volksvorstellung immerhin erwecken oder lebendig halten. Glückliche Kirschenblüte! Flugs kommt eine findige märkische Zeitung und knüpft an diesen Friedensglauben an mit der Vermutung, „daß große Vorgänge, vielleicht von entscheidender Bedeutung, um die Zeit der Kirschenblüte auf den Kriegsschauplätzen sich abspielen werden.“ „Die Entscheidung naht!“ heißt es in Fettdruck, und das hochverehrte Publikum wird daher — zum Bezuge der Zeitung eingeladen. Ei, ei!

Nun brachen aber die Knospen am Kirschbaum schon zweimal wieder auf, und noch kein Friede.

Wir haben's in Winterstürmen geglaubt,  
Wenn die Kirschen blühten am Rhein,  
Dann sollte der Friede, von Neidern geraubt,  
Uns wiedergegeben sein.

<sup>1)</sup> zur Bonjen, Die Völker Schlacht der Zukunft, 5. Aufl. 1916, S. 37 f.

Nun grüßen die Bäume von Berg und Tal  
Mit Blüten überschneit,  
Mein Blick schweift aus dem Wachtlotus  
In die blühende Herrlichkeit. —

Die Bäume prangen im Blütenkleid,  
Bald stehn sie von Früchten schwer,  
Wills Gott, folgt dann nach hartem Streit  
Der Helben Wiederkehr! B. Wagner.

„Nein, schon am 22. im Maimonat (1915) wird Friede sein!“ hieß es im Pariser „Eclair“. Ein träumischer Bretoner sollte es ebenso wie den Ausbruch des Krieges geheimnisvoll prophezeit haben.<sup>1)</sup> Ja, im „wunderschönen Monat“ mußte es Friede werden: so wußte es auch eine weiße Frau in der Gegend von Jena, ein „Spötenknecht“ (Hellscher) im Osnabrückischen zu künden. Damit aber die Geschichte um so packender wird, prophezeiten sie dabei ihren eigenen baldigen Tod.<sup>2)</sup> Und wahrhaftig, beide starben: nun muß es doch auch mit dem Frieden im Mai seine Richtigkeit haben!

Im Konstanziischen war ein seltsamer, ebenfalls dem Tode verfallener Knabe der Prophet, und in ähnlicher Weise ging die Friedensbotschaft durchs ganze Oberland; im Offenburgischen, im Markgräuterland, im Elsaß, überall war die Geschichte mit dem Knaben passiert.<sup>3)</sup> Diese Erzählungen zeigen, wie in tieferregten Zeiten, so der jetzigen, die Volksdichtung in weit von einander entfernten Gegenden sich in ganz gleicher Weise betätigt und wie berechnend sie in allen Fällen das Seltsam-Schauerliche jeder einzelnen Weissagung zu steigern weiß. So breitet um das gewaltigste aller neueren Ereignisse die Phantasie des Volkes schon den geheimnisvollen Schleier der Sage.

Ein Zahlenspiel, das irgendwer ausgeklügelt hat, verlegte den Friedensschluß auf den 11. November 1915.<sup>4)</sup> Man höre: Werden die beiden Jahreszahlen 1870 und 1871 zusammengerechnet, so erhält man 3741. Die Quersumme der beiden ersten Stellen (3+7) ergibt 10, die der beiden letzten (4+1) 5. Der 10. im 5. ist aber das Datum des Frankfurter Friedens, der den Krieg von 1870/71 abschloß. Das gleiche Rechenexempel für die Zahlen 1914 und 1915 ergibt den 11. im 11. Also dann wird der Friede sein! Der Friede kam zwar nicht, aber mit gutem Humor und Appetit haben, wie

<sup>1)</sup> Vgl. über den ausgeschmückten französischen Bericht Köln. Ztg., Nr. 374 v. 13., Münst. Anz., Nr. 279 v. 14., Emmericher Bürgerbl., Nr. 87 v. 16. April u. a.

<sup>2)</sup> Vgl. Frankfurter Ztg., Nr. 105 v. 16. April.

<sup>3)</sup> Frankfurter Ztg., Nr. 100 v. 11., Hamborner Generalanzeiger, Nr. 105 v. 17. April u. a.

<sup>4)</sup> Frankfurter Ztg., Nr. 105 v. 16. April.

berichtet wird, Feldgrau an der Front den 11. November 1915 gefeiert.

Zum Jahre 1915 ist übrigens eine merkwürdige Friedensprophezeiung wieder lebendig geworden. In dem Städtchen Kempen in Bosen lebte lange Jahre als Rabbiner der dortigen Judengemeinde ein geheimnisvoller, seltsamer Mann wolhynischer Herkunft. Maier Löb war sein Name; Malbim nannte ihn der Volksmund. Auf einer Reise durch Rußland ist er 1879 in Kiew gestorben. 1868 erschien von ihm eine Auslegung Daniels: „Die beglückende Verheißung“ (2. Abdruck Warschau 1874).

Ein Vers des Propheten (Kap. 7, 25) hatte es ihm angetan: nach „einer Zeit und zwei Zeiten und der Hälfte dieser Zeit“ würden die Israeliten des Bedrückers ledig werden. Die „Zeit,“ sagt Malbim, bedeutet einen Abschnitt gleich der Zeitdauer des Tempels von Jerusalem, 410 Jahre. Demnach sind drei Zeiten 1230 Jahre und die Hälfte dieser Zeit 615 Jahre: drei Zeiten und diese Hälfte also 1845 Jahre. Da nun der Tempel nach jüdischer Rechnung im Jahre 68, in Wirklichkeit aber im Jahre 70 durch Titus zerstört wurde, so ist das Jahr des beginnenden Weltfriedens  $1845 + 70 = 1915!$  „Wie ein Geheimnis,“ berichtet die Frankfurter Zeitung,<sup>1)</sup> „wird diese Berechnung in den gläubigen jüdischen Kreisen Polens und Rußlands erzählt; sehnsüchtig harren sie der Erlösung aus russischer Knechtung entgegen!“

Aber ob Friede oder nicht: das Jahr 1915 sollte das Schicksal des deutschen Volkes bergen. „Auf unseren Freimarken“, wußte jemand zu berichten<sup>2)</sup>, „befindet sich auf dem linken Brustpanzer der Germania, vom Beschauer aus also rechts, in der unteren Hälfte nach außen hin eine ganz deutliche Zahl 15, die — natürlich ungewollt — durch die Schraffurung des Schattens entstanden ist. Bei genauem Hinsehen tritt diese Zahl in dunklerem Ton ganz deutlich hervor. Meine Kinder, die dies vor langen Jahren einmal entdeckten, meinten damals: »Diese 15 hat in Deutschlands Geschichte einmal etwas zu bedeuten!« Und was sie zu bedeuten hatte, wußte der Pariser „Gaulois“, der die Sache aufgriff, zu melden: »Die Zahl auf der linken Brust«, rief er triumphierend aus, »also auf der Seite des Herzens! Kann das etwas anderes bedeuten, als daß Deutschland im Jahre 1915 ins Herz getroffen wird?«<sup>3)</sup> Gewiß zu seinem Leidwesen ist es aber nicht ins Herz getroffen worden.

<sup>1)</sup> Nr. 197 v. 18. Juli 1915, 1. Bl.

<sup>2)</sup> Pol. u. a. Bochumer Anzeiger, Nr. 123 v. 29. Mai 1915, 2. Beil.

<sup>3)</sup> Westf. Tagebl. (Hagen), Nr. 261 v. 6. Nov. 1915.

Neuerdings treibt die Prophezeiung eines Wiener „Astrologen und Graphologen“ mit dem 17. August 1916 als Friedensdatum ihr Wesen.

Jedenfalls wird man, wie „Moore's Almanac“ (London) verkündet,<sup>1)</sup> erst »im Herbstquartal, also Ende 1916 das erste wirkliche Atmen des Friedens spüren«, aber dann ist die Macht des Kriegsgottes doch noch nicht zu Ende: »42 Monate sind noch nicht vorüber!«

\* \* \*

Nun zum Ergebnis des Krieges. Wieder muß der alte Nostradamus wieder stehen. Zwei Sprüche, die sich bei ihm finden, will man wohl darauf beziehen.<sup>2)</sup> Der erste besagt: „Orte, niedriger als Lothringen gelegen, werden durch die Belagerung der Pikardie, der Normandie und von Maine mit Nieder(?)=Deutschland vereinigt und auf Kreise zurückgeführt werden.“ Und der andere lautet: „Danach kommt von den äußersten Ländern ein germanischer Fürst auf den goldenen Thron (des Friedens?). In Knechtschaft gerät die Dame und durch widrige Gewässer; ihre Zeit hat nicht länger gedauert.“ Die „Dame“ soll Frankreich sein; es gerät in Abhängigkeit von England und seufzt unter dessen Gewalt (britische Besetzung von Calais?). Von England selbst heißt es aber bei der „Seherin an der Seine“, daß es geschwächt aus dem Kriege hervorgehen würde. In ihrem letzten Almanach schrieb sie die Worte<sup>3)</sup>: „Noch einmal werden wir den tarpejischen Felsen in der Nähe des Kapitols erblicken.“ Aus dem Sprachgebrauch der Römer übertragen, würde das heißen: „Dieser Sturz wird folgen auf einen Triumph.“ Dunkel ist der Rede Sinn! Warten wir ab, ob etwas — oder nichts dahinter steht.

„Das Jahr (des Krieges),“ schreibt sie ferner, „wird ein Jahr schöner Entschlüsse und großer Heldentaten sein . . . Alles spricht für den Sturz der alten und das Kommen neuer Lenker des Staates.“ Die Seherin denkt offenbar an ihr Frankreich; ihre Behauptung braucht bei der Wandelbarkeit der französischen Verhältnisse und dem häufigen Wechsel der leitenden Staatsmänner in Paris nicht gerade eine tiefgründige Prophezeiung zu sein.

Interessanter ist dagegen der Satz: „Belgien hat als Staat weniger Zeit zu leben, als es bisher gelebt hat.“

<sup>1)</sup> Köln. Volksztg., Nr. 181 v. 2. März 1916.

<sup>2)</sup> Vgl. den Aufsatz „Prophezie und Krieg“ von Freimarck in Westermanns Monatsheften, Aprilnummer 1915.

<sup>3)</sup> Gerling, 23: „Nous verrons une fois encore la roche Tarpéenne près du Capitole.“

Bekanntlich ist neuerdings viel von dem Könige der Belgier, Albert, als dem mutmaßlichen nächsten Monarchen Frankreichs die Rede. Im Zusammenhange damit ist eine Weissagung zu nennen, die am 27. November 1898 im „Berliner Fremdenblatt“ erschien.<sup>1)</sup> Sie stammt von Frau von Ferriem. „Die Franzosen bekommen,“ heißt es dort, „bald wieder einen König. Ich sah ihn in Uniform. Ein schöner Mann ist's und kein stolzer Mann. Von denen allen, die darauf lauern, wird's keiner sein.“<sup>2)</sup> Vor seiner Thronbesteigung wird es noch eine Schreckensherrschaft geben. Er wird indes nicht lange regieren. Nach seinem Fall wird Gallien wieder schwer heimgesucht werden, und es erlebt überhaupt viel Trauriges.“

Nach Kawakami tritt in Frankreich ein neuer Gambetta auf, ein Mann von „eiserner Energie und zielbewußtem Handeln, mit weit-schauendem Blick und hinreißender Beredsamkeit“, der den erlahmenden Patriotismus von neuem entfacht.<sup>3)</sup>

Auch der schon genannte Tolstoi spricht phantastisch von dem Auftreten einer einzelnen Persönlichkeit. „Gegen 1915,“ sagt er,<sup>4)</sup> kommt eine seltsame Gestalt aus dem Norden, ein neuer Napoleon, und stürzt sich in das blutige Drama . . .“ Er ist nicht gekommen, aber manche Franzosen erwarten ihn noch immer.<sup>5)</sup>

„Das Ende des großen Krieges,“ fährt der Prophet fort, „wird ein neues politisches Zeitalter für die alte Welt einleiten . . . Es wird ein Verband gebildet werden in Uebereinstimmung mit den Vereinigten Staaten von Amerika, und es bleiben einfach vier große Streiter übrig: Angelsachsen, Lateiner, Slawen und Mongolen.“ Und die Germanen, Graf Tolstoi? Man sieht hier die ganze Deutschfeindlichkeit des russischen Propheten. In etwa erinnert übrigens sein Verbandsgedanke an die Idee des angeblichen Japaners Kawakami. Dieser läßt nach dem Kriege die mitteleuropäischen Staaten in ein engeres Verhältnis zu einander treten mit dem Zwecke, jeden Krieg in Europa zu vermeiden.<sup>6)</sup>

<sup>1)</sup> Grobe, 85. — <sup>2)</sup> Gemeint sind vor allem der Prinz Bonaparte und der Herzog von Orleans. — <sup>3)</sup> U. a. D. 96. — <sup>4)</sup> Vgl. Neue Metaphysische Rundschau a. a. D. S. 241. — <sup>5)</sup> Vgl. Köln. Volksztg. Nr. 72 v. 26. Jan. 1916.

<sup>6)</sup> Für einen mitteleuropäischen Staatenverband als Wirtschaftsunion gegen England spricht auch der bekannte Staatsrechtslehrer Fr. v. Lijdt in einer Broschüre aus dem November 1914. Andere Stimmen werden für einen großen politischen Staatenbund mit der Front gegen England und Rußland laut (vgl. Münst. Anz., Nr. 300 v. 22. April, 2. Bl.). Von Holland aus agitiert ein Komitee „Der Europäische Staatenbund“ in Flugchriften für eine Vereinigung der Staaten „zu einem Staatenbund oder Bundesstaat“ auf der Grundlage von Gleichberechtigung aller Teilstaaten.

Die oben erwähnte Einseitigkeit Tolstois gegen das Deutschtum legt hier eine Bemerkung nahe. Alle Seher sind Kinder ihres Volkes, sie bewegen sich ganz in den Anschauungen und Vorstellungen ihrer Nation. So ist es zu allen Zeiten gewesen, und so wird es immer bleiben. Ihre Prophezeiungen tragen durchweg eine nationale Färbung, die ihre Herkunft erkennen läßt. Oder kann man sich z. B. einen Engländer denken, der eine Niederlage seines Volkes voraussagen würde? So leicht nicht. Also in dieser Beziehung vor allem muß man mißtrauisch sein. Die deutschen Propheten schöpfen durchweg aus der Wurzelkraft und der in Geschichte und Recht begründeten Zuversicht unserer Nation.

Kein Seher dagegen ist überschwenglicher national, ganz dem Charakter seines Volkes entsprechend, als der französische. In einer während des Krieges eigens gegründeten Zeitschrift „Die monatlichen Prophezeiungen“ (Les prophéties du mois) treibt die Seherei ein tolles Wesen; zahlreiche Genies der Hellseherzunft sind als Mitarbeiter daran tätig. Wenn man dem Inhalt gleich des ersten Heftes Glauben schenken darf, werden die Franzosen im Jahre 1916 über alle Gegner, alle Widerwärtigkeiten glorreich triumphieren.<sup>1)</sup> Natürlich! „Nur Frankreich,“ schreibt auch die Madame de Thebes,<sup>2)</sup> „darf beruhigt seiner Zukunft entgegensehen. Freilich schwebt auch über seinem Haupte Kriegsgefahr, aber es wird erneut und verjüngt aus allen Prüfungen hervorgehen!“

Eine Ausnahme von der Zuversicht der französischen Seher macht bloß eine Stimme in der Märznummer 1916 der genannten „Monatlichen Prophezeiungen“. „Noch eine Million Menschen,“ heißt es da u. a., „wird Frankreich in den drei kommenden Monaten verlieren!“ Aber flugs kommt die Zeitung „L'Œuvre“ und ruft gegen den unvorsichtigen Seher entrüstet — nach dem Staatsanwalt!

Mit dem Deutschen Reiche ist es im übrigen aus. Wer's nicht glauben will, der nehme nur das Buch der Franzosen d'Arman zur Hand: „Weissagungen über das Ende von Deutschland.“ Darin steht es aus dem Munde von Propheten geschrieben. An ihrer Spitze marschiert — „Bruder Hermann“, der angebliche Verfasser der sog. „Dehninschen Weissagung“. Zwar ist diese längst als Fälschung aus dem Ende des 17. Jahrhunderts erwiesen: macht aber nichts!<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. Hamburger Nachrichten Nr. 503 vom 1. Dez. 1916.

<sup>2)</sup> Larmer, S. 48.

<sup>3)</sup> „Prédications sur la fin de l'Allemagne“; vgl. „Eagl. Rundschau“, Nr. 122 v. 29. Mai 1915, Beil., die Zeitschrift „Ueberinnliche Welt“ (Leipzig).

Zehntes Kapitel.  
Dichter und Seher.

Dichtkunst ist die Ahnung der Dinge.  
Lamartine.

Unsere Umschau über die Prophezeiungen zum Weltkrieg wäre nicht vollständig, wenn nicht auch die holde Frau Poesie zu Worte käme; sind doch beide, Prophezeiung und Poesie, die träumerischen Kinder einer Mutter.

1. Im Schillerjahre 1859 richtete Emanuel Geibel, der „Reichsherold“, unter dem Titel „Einst geschieht's“ den folgenden Gruß an sein deutsches Vaterland:

Einst geschieht's, da wird die Schmach  
seines Volkes der Herr zerbrechen;  
der auf Leipzigs Feldern sprach,  
wird im Donner wieder sprechen.

Dann, o Deutschland, sei getrost!  
Dieses ist das erste Zeichen:  
Wenn verblüdet West und Ost  
wider Dich die Hand sich reichen.

Wenn verblüdet Ost und West  
wider Dich zum Schwerte fassen,  
wisse, daß Dich Gott nicht läßt,  
so Du nicht Dich selbst verlass'n!

Deinen alten Bruderzwist  
wird das Wetter dann zerbrechen;  
Laten wird zu dieser Frist,  
Helden dir die Not gebären.

Bis Du wieder, stark wie sonst,  
auf der Stirn der Herrschaft Zeichen,  
vor Europas Völkern thronst,  
eine Fürstin sondergleichen.

Schlage, schlage denn empor,  
Läuterungsglut des Weltensbrandes!  
Steig als Phönix draus hervor,  
Kaiseraar des deutschen Landes!

2. Bestimmter als die Vorstellung Geibels ist eine Vision der mehrgenannten „Seherin an der Spree“, Frau von Ferriem. Ein Blick in den Krieg selber scheint ihrer Seele sich zu öffnen.

Im Berliner Lokalanzeiger vom 4. Juli 1898 steht ihre Vision zu lesen:

Ich sah an meinem Geist vorüberfliegen  
des Landes Zukunftsbild gleich einem Hauch;  
ein geist'ger Doppelblick ward mir gegeben:  
Ich sah bei uns viel Trauriges, doch auch  
Erfreuliches, Erhabenes zugleich; —  
sehr viel verändert wird dadurch im Reich.

Trotzdem man ew'gen Frieden anstrebt, wehen  
Kriegsfahnen hier, wenn wir erst kurze Zeit  
in dem Jahrhundert, das wir bald begrüßen, stehen!  
Ich schaue viele Schlachten, blut'gen Streit,  
und ich erblicke gar den Feind im Land;  
doch hält er deutscher Kraft nicht lange stand.

Nr. 7/8, 1915, S. 242 ff. — Leider ist in Deutschland das Ansehen der angeblich aus dem 13. Jahrhundert stammenden „Lehninschen Weisagung“ immer noch verbreitet. Als ihr Verfasser ist Ludwig Andreas Fromm in Prag (um 1690) ermittelt worden.

Von Sieg zu Sieg wird Deutschland stätlich schreiten.  
Ich seh' des einigen Reiches schönsten Tag  
und kühn den Hohenzollern-Adler gleiten,  
der vorwärts fliegt mit mächt'gem Flügelschlag;  
das deutsche Reich dehnt weit, sehr weit sich aus,  
weil Gott mit ihm und seinem Kaiserhaus.

Sehr weit in das Jahrhundert konnt' ich schauen!  
Mein Vaterland erstreckte sich so weit  
mit den durch östren Krieg vermehrten Gauen,  
wie's etwa war zu Barbarossas Zeit,  
und Friedensodem ließ der Ew'ge wehn;  
so sah ich es auf lange Zeit bestehn.

3. Eine packende Kriegspantomime schrieb 1912 Emanuel v. Bodman: „Der schlafende Riese.“ Gemeint ist der große Krieg der Völker. Wann war er denn zuletzt auf Erden? Ja, das ist schon lange her. Man hat geglaubt, er komme nicht wieder, und hat ihn totgesagt. Doch siehe! der Riese lag nur im Schlafe:

Still liegt der Tag wie gekäufeltes Meer,  
Aber drunten auf seinem Grunde  
Da reckt es sich, vom Schlafe noch schwer,  
Und Luft entquillt einem Munde —  
Kaiser, halte das Schwert bereit!

Ich sah's im Traum in einer Nacht  
Von Rossen und tausenden Wagen,  
Der alte Riese war erwacht  
Und hat an den Schild geschlagen —  
Kaiser, halte das Schwert bereit!

Nach Sonnenlauf — um Sonnenlauf,  
Dann taucht aus glattem Meere  
Der totgesagte Riese auf  
Und verteilt an die Völker die Speere —  
Kaiser, halte das Schwert bereit!

4. Im selben Jahre 1912 dichtete Ernst Lifsaer, der Verfasser des „Haßgesanges an England“, seine „Werkung“. <sup>1)</sup> Aus traumhaftem Schlummer droben auf Bergeshöhe fährt der Dichter jäh empor. . . Was ist geschehen? Doch lassen wir ihn reden:

Als ich in Traum und Gesicht  
Wie auf rasigem Bergkalm lag,  
Sah erbeben um mich das selige Licht.  
Und es brach an mein Ohr  
Rufen vom Tag.  
Aus Traum da sprang ich empor,  
Warf von mir das schauende Dämmer.  
Voll schaffender Stäbte weit,  
Lebend von Rollen der Fahrten und Schlägen der Hammer  
Lag vor mir die erschallende Zeit.

<sup>1)</sup> „Worte in die Zeit“, Flugblätter 1914, 2. Blatt. Das Gedicht war gedacht als Vorspruch zu „1813“, aber nicht darin aufgenommen worden.

Über hoch über das gelbe Getos  
 Wie ein Vogelstoß  
 Mir vorbei,  
 Schrie durch die Luft ein Schrei,  
 Und wieder  
 Und wieder  
 Geschwader von Ruf und Schrei.  
 Und ich weiß nun: mich hat nicht das Stampfen und Brausen  
 Maschinen fingen wie eiserne Mütter mich ein — [aufgeschreckt,  
 Ich hör' überm Land eine kommende Kriegszeit schrei'n,  
 Das hat mich gewedt.

5. Deutlicher wies 1912, während die Politiker gen Westen schauten, Hermann Pfänder in seinem Gedicht „Frühlingssturm“<sup>1)</sup> nach dem unheilbergenden Osten.

Der Sturm der Äquinoctien tobt  
 Von Osten durch deutsche Lande,  
 Bis er im Kampf mit dem Winter gelöst  
 Des gefangenen Frühlings Bande.

Seid gut auf der Wacht, damit ihr nicht einfi  
 Das friedliche Träumen müßt büßen!  
 Denn dräuend reißt sich, kräftig und stark,  
 Der „Riese auf tönernen Füßen“.

Und in das Toben des Sturmes mischt  
 Sich das Brummen des russischen Bären.  
 Horcht auf, ihr Schläfer in deutschen Gaun,  
 Es soll euch zeitig befehlen!

Jetzt tagt es im Osten, und blutrot steigt  
 Im erwachenden Reiche des Jaren  
 Das Kriegsgespinnst für Europa auf.  
 Hört ihr die gedämpften Fanfaren?

Drum lauscht nicht mehr den Friedensschalmei'n!  
 Jagt fort die Jagen und Flauen!  
 Die Welt soll, eh' unsre Stunde verrinnt,  
 Ein tapferes Deutschland schauen!

6. Im Juni 1913 endlich entstand die „Vorausung“ von Will Vesper.<sup>2)</sup> Der Dichter schrieb sich einen visionären Drang von der Seele. Es liegt, so fühlt er, etwas in der Luft. Was mag es sein? Da neigt sich die Sonne, der Tag sinkt, und es dämmert:

Durch die engen Fenster tritt der Schein  
 Füllen Abends in mein Zimmer ein.  
 Weit bis an der Berge steilen Rand  
 leuchtet rot und wird nun blaß das Land.

Prüfend wäg' ich die bewegte Zeit,  
 wäge alles und zukunftsich Leid.  
 Welcher Weg ist diesem Volke gut,  
 das nun heimgeht von dem Werk und ruht?

Weiße Wolkenwände steigen kühl,  
 in mir kämpft ein fröstelnd Wehgefühl.  
 Zwischen Licht und Dunkel prüf' ich bang  
 dieser trübten Tage Not und Drang.

Ferne Feuer seh ich blutig drohn.  
 Hallen Hämmer? Oder welch ein Ton?  
 Kriegesfadeln oder Herdeslicht?  
 Dunkle Schatten decken mein Gesicht.

<sup>1)</sup> Abgedr. im „Berliner Korso“, Nr. 11 v. 14. 3. 1914, S. 178.

<sup>2)</sup> Vom großen Krieg 1914. Gedichte, S. 5.

## Anhang.

### Die „Straßburger Prophezeiung“ und die Kriegspantastie von Cuvrieux.

Eine sehr üble Ausschachtung der Birkenbaumsage ist die sogenannte „Straßburger Prophezeiung“. Sie lautet folgendermaßen: „Auf dem Birkenfelde zwischen Hamm und Anna, im Jahre 191., ein Menschenalter und ein halbes nach seiner Errichtung, geht mit dem dritten und letzten Kaiser aus dem Hause Hohenzollern das Deutsche Reich unter.“

Der deutsch-feindliche Wortlaut läßt auf den ersten Blick den französischen Ursprung erkennen. Gerling behauptet freilich kurzweg, die Birkenbaumsagen seien „schon vor langer Zeit, wahrscheinlich durch Mönche,<sup>1)</sup> nach Straßburg gelangt, wo sie, verändert und zurechtgestutzt, als gegen Deutschland gerichtete Prophezeiungen ausgegeben wurden“. Den Beweis bleibt er schuldig. Es gibt übrigens nur diese eine „Straßburger Prophezeiung“. Grobe nennt sie „wahrscheinlich echt, wenigstens in ihrem Kern“, und gibt an, daß sie „im Elsaß ziemlich bekannt“ sei. Beweis fehlt. Niemand im Elsaß, auch von den sogen. „ältesten Leuten“, hat diese bislang gekannt. Sie ist eben neuerdings gemacht worden, und zwar ist der Urheber der französische Major de Cuvrieux, der sie zuerst dem Wortlaut nach veröffentlicht hat. Zu Befehl, Herr Major, Sie sind der Fälscher!

Warum die Prophezeiung gerade in Straßburg entstanden sein soll, liegt ziemlich nahe: die „wunderschöne Stadt“ mit dem herrlichen Münster ist Frankreichs „geraubte Tochter“, die sich angeblich trauernd dorthin zurücksehnt. Von ihr mußte daher billigerweise auch jene Vorausung ausgehen, die den Sturz des verhassten Deutschen Reiches und damit ihre alsbaldige Wiedervereinigung mit der Mutter

<sup>1)</sup> Als Urheber von Prophezeiungen werden bekanntlich mit Vorliebe Mönche (oder Nonnen) genannt. Die zurückgezogene, beschauliche und sinnende Lebensweise fern der Unruhe der Welt, das stark hervortretende Gemütsleben, die Beschäftigung mit übernatürlichen Dingen machen sie in der Tat leicht zu Trägern solcher Weissagungen. In Geschichte und Dichtung — man denke etwa an den Mönch in Schillers Braut von Messina — erscheinen sie daher vielfach als zukunftsweisend, und es liegt bei ihnen dieselbe Erscheinung vor, wie bei den Trägern des sogen. „Zweiten Gesichtes“, das ja auch vornehmlich in weltferner Einsamkeit, bei stillen Menschen sich zu offenbaren pflegt. (zur Bonjen, a. a. O.)

Frankreich verkündete. Daß übrigens der Sage nach dermaleinst eine Völkerschlacht gerade unter den Mauern Straßburgs geschlagen werden soll, scheint dem famosen Verfasser nicht bekannt gewesen zu sein<sup>1)</sup>.

Die Veröffentlichung geschah in einer Revancheschrift von Civrieux, die in Frankreich — und leider auch in Deutschland — großes Aufsehen erregte. Ihr Titel lautet: „Der Untergang des Deutschen Reiches. Die Schlacht auf dem Birkenfelde 191.“. Wie aus einer beiläufigen Bemerkung des Verfassers hervorgeht, verlegt er die große Schlacht in das Jahr 1913. Frankreich, England, Belgien und Holland, so denkt es sich seine Kriegspheantastie, stehen als Verbündete gegen das Deutsche Reich.

Im Lichte des wirklichen Verlaufs des großen Krieges ist es nun nicht ohne Interesse, zu sehen, wie der Franzose sich die Entwicklung der Dinge dachte<sup>2)</sup>. Wir gehen deshalb näher darauf ein.

Am 17. August brach der Krieg los. Deutsche Truppen machten einen Sturmangriff gegen das Fort Lionville. Aber unter schweren Verlusten wurden sie bei Apremont zurückgeschlagen.

Seit langer Zeit hatte es der deutsche Generalstab für geboten erachtet, mit einer Flügelmee durch Belgien hindurchzugehen, um den Krieg gegen Frankreich schnell und erfolgreich zu führen. Infolgedessen hatte er alle seine Pläne auf diesen Grundgedanken aufgebaut, den ganzen Heeresaufmarsch danach eingerichtet und die sämtlichen Eisenbahntransporte auf ihn gegründet. Gleichzeitig sollte das deutsche Heer in der Front kräftig und überraschend vorstoßen. Das Mißlingen des Angriffs bei Apremont bringt aber den deutschen Generalstab ins Wanken. Doch der einmal festgelegte Operationsplan läßt sich so rasch nicht ändern, er muß ausgeführt werden. Am 5. September dringt die Armee des deutschen Kronprinzen in Belgien ein. Die französische Ardennenarmee eilt ihr entgegen. Im Tale der Durthe stoßen am 8. September 250 000 Franzosen mit 300 000 Deutschen zusammen, Tag und Nacht wird gekämpft. Am Abende des dritten Schlachttages decken 80 000 Leichen die Felder, die Schluchten und Abhänge. Die deutsche Armee behauptet das Dörfchen Orthe.

Da tritt der Umschwung ein. Von Namur her kommen 50 000 Engländer, die in Calais gelandet sind, ferner werden nachts 30 000 Araber und Schwarze zusammengezogen. Furchtbar wird das Ringen.

<sup>1)</sup> Vgl. Stöber, Die Sagen des Elsaß. St. Gallen 1852, Nr. 291.

<sup>2)</sup> Die Darstellung, auf die wir f. B. in der Kölnischen Volkszeitung verwiesen haben, ist von der Presse auszüglich nach der Uebersetzung (Oldenburg, Staßing) wiedergegeben.

In dem ungestümen Feuer der Schwarzen bricht die deutsche Jähigkeit zusammen. Als die Deutschen ins Wanken kommen, greifen die Engländer ein. Voss Ingrimms befiehlt der Kronprinz den Rückzug. Da tauchen vom Süden her die französischen Flugzeuge auf. Ihrer 200 formieren sich unter unheimlichem Surren zum Angriffe. „Wie eine Kette von Zugvögeln schwirrten sie über die französische Schlachtlinie hin, um 500 Meter über den Deutschen zu kreuzen, die vor Grauen und Schrecken gelähmt sind. . . . Da faust plötzlich aus allen Flugzeugen ein Hagel von Sprenggranaten hernieder, ein Hagel von Geschossen. Die Flugzeuge ergreifen zum Schein die Flucht, führen aber nur einen Halbkreis aus, um von neuem ihre todbringende Arbeit aufzunehmen.“

Eine zweite Linie erscheint und wirft ihre Geschosse. Eine dritte und vierte folgt. Furchtbarer Schrecken ergreift die deutschen Truppen. Das ist kein Rückzug mehr, das ist die Flucht, die vollständige, unaufhaltsame Flucht unter Preisgabe der Fahnen, der Geschütze, der Waffen. Die Bande der Mannszucht sind gelöst. In wildem Durcheinander wälzen sich die regellosen Haufen dahin. Und an ihre Fersen heftet sich die französische Reiterei, um die Verfolgung, wie am Abende des Tages von Jena, aufzunehmen. 80 000 Gefangene, 500 Geschütze bleiben in den Händen der Sieger. Am 15. September steht die französische Kavallerie vor den Toren von Aachen. Am selben Tag überschreitet das französisch-englisch-belgische Heer die Grenze der Rheinprovinz und geht gegen den Rhein vor.

Ebenso werden die übrigen drei deutschen Armeen vernichtet. Der ungeheure Druck, der auf Europa gelastet hatte, war mit einem Schlag abgeworfen. Rußland, Oesterreich, Italien konnten sich in den Orient teilen, wo bisher der Deutsche Kaiser als Schutzherr des Islam gegolten hatte. Holland schließt sich mit 100 000 Mann den Verbündeten an.

Der ganze Niederrhein stand den Verbündeten offen. Ihr Heer verfügt nun über nicht weniger als 750 000 Mann. Der Grundgedanke für die Fortführung des Krieges ist, das verbündete Heer mit vorgebogenem Flügel gegen die Weser vorgehen zu lassen. Die Front des deutschen Heeres ist eine 100 Kilometer lange Linie, die von Lippe-Deimold bis zum hessischen Bergrücken reicht. Die zweite Armee, bei der sich der Kaiser befindet, erreicht am 20. Oktober im Raume zwischen Lippe und Ruhr die Linie Hamm-Unna-Sterlohn. Bei Münster liegt die erste, im Souerlande die dritte Armee.

Am 21. Oktober beginnt der riesenhafte Kampf, von dessen Ausgang das Schicksal Europas abhängen sollte. Mehr als anderthalb

Millionen Mann und 4000 Geschütze standen sich gegenüber. Bereits mit Tagesanbruch schleuderte eine unabsehbare deutsche Artillerielinie, die westlich Unna aufgeföhren war, ihre Geschosse auf die französischen Stellungen, deren Mitte sich auf die Stadt Dortmund stützt. Um die Mittagsstunde steht Dortmund in Flammen. Unter dem Schutze der Rauchwolken gehen die deutschen Truppen zum Angriffe vor. Mit Einbruch der Dunkelheit ist Dortmund in ihrem Besitze, die Verbündeten müssen sich auf Castrop zurückziehen.

Am 22. und 23. Oktober werden drei verschiedene Schlachten geschlagen. In der Mitte erschöpft sich die zweite Armee in Sturmversuchen gegen die besetzten Höhen von Castrop. Auf der rechten deutschen Flanke kämpft die erste Armee bei Drensteinfurt; sie wird umfaßt und muß sich auf die Spitze zurückziehen. Auf der linken Flanke wird die dritte Armee bis an die Ruhr zurückgeworfen. Am 25. Oktober wird die zweite Armee auf die Linie Hamm-Unna zurückgenommen, um mit sämtlichen Streitkräften vorgehen zu können.

Nach einigen einleitenden Gefechten beginnt am 28. Oktober das gewaltige Drama, eines der größten in der Geschichte der Menschheit: die Schlacht auf dem Birkenfelde. Zwischen Hamm und Unna liegt, fächerartig ausgebreitet, ein Birkenwäldchen, dessen weiße dünne Stämme weithin sichtbar sind. Von seinem Stand überblickt man das ganze Land, das sich zwischen den Nebenflüssen des Rheins ausdehnt. Hier hat Kaiser Wilhelm sein Hauptquartier aufgeschlagen. Zwei Tage lang dauert das furchtbare Gemetzel. Nach dem Rheine hin tragen die Flüsse Ströme von Blut, zum Schrecken der Bevölkerung, die stumm und starr an ihren Ufern steht. Auf der Schlachtfeldfront Hamm-Unna schwankt die Wage des Kampfes immer noch unentschieden hin und her. Da, am Abende des 29. Oktober, als die letzten Sonnenstrahlen die mageren Stämme des Birkenwäldchens mit Purpur säumen, erfüllt ein furchtbares Getöse die Ebene, über die sich schon das düstere Schweigen des Todes gesenkt zu haben schien. Unter einem betäubenden Artilleriefeuer stürzen 50 000 Afrikaner hinan, todesverachtend, hinter sich eine breite Gasse von Leichen lassend. Alles bricht vor ihnen zusammen. Unter ihnen 50 000 Engländer, um zu vernichten, was übrig blieb. Todesmutig wirft sich die Garde zwischen die Afrikaner und den obersten Kriegsherrn. Doch plötzlich wiederholt sich die Ueberraschung von der Durthe. Unter den letzten Abendstrahlen dieses trüben Herbsttages tauchen die ungeheuerlichen Nachtwögel am Horizont im Westen auf. Pfeifend, saufend jagen sie durch die Luft. Hageldicht senden sie ihre verderbenbringenden Sprenggeschosse hinab. Eines der größten dieser

Flugzeuge schleudert sein Geschoss mitten in das Birkenwäldchen hinein. Und unter dem furchtbaren Krachen der zerschmetterten Stahlplatten und der umherfliegenden Sprengstoffe findet Wilhelm II. sein Ende.

Es kommt aber, wie Sie inzwischen erleben, anders, ganz anders, Herr Civrieux! Die „Straßburger Prophezeiung“ hat Ihre Landsleute kläglich betrogen; aus der „Revanche“ ist nichts geworden.

Nun aber eine andere Schlachtenfage: statt des „Birkenfeldes“ das Ochsenfeld bei Thann im Elsaß! „Hier wird“, so hat der Volksglaube überliefert, „im schwersten Kriege, den die Welt sah, wieder eine Schlacht stattfinden, und es wird ein Krieg sein, in dem das größte Land der Welt zerrissen wird. Wer hier siegt, wird Sieger bleiben“<sup>1)</sup>. Auf diesem „Ochsenfeld“ ist schon viel Blut in den Boden gestickt: hier oder in seiner nächsten Nähe zerschmetterte Julius Caesar, der große Römer, 58 v. Chr., vor dem Neumonde des Septembers, die wilden Scharen des Suevenkönigs Ariovist; hier, am nördlichen Ende des Feldes bei Colmar, traten Ludwigs des Frommen treulose Söhne (833) dem eigenen Vater bewaffnet entgegen und brachten sein Heer zum schmachvollen Abfall: „Lügenfeld“ heißt davon die Stätte.

Auf diesem weiten Plan — wieder war es vor Neumond — richteten am 12. September 1914 die deutschen Regimente den ersten entscheidenden Gegenangriff auf die an Zahl weit überlegenen Franzosen; in der Natur stürmte es, und vom Wasgentwalde sanken die Rebel. Als die Nacht hereinbrach, war die Schlacht geschlagen und gewonnen; Tausende von Gefangenen nebst Kanonen und Wagen in gewaltiger Zahl blieben in den Händen der Sieger.

Und als die Siegeskunde in die Umgegend drang und die Landbevölkerung die Flucht der Franzosen vernahm, da wurde die Saie lebendig, und ein alter Bauer rief: „Jetzt werden die Deutschen Sieger bleiben!“

Ja, wir Deutschen werden Sieger bleiben, denn wir dürfen vertrauen auf die eigene gute Sache, die sittliche Kraft unseres Volkes und die Schärfe unseres Schwertes!

Das walte Gott!

<sup>1)</sup> Kronfeld, Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben, München 1915, S. 138.

1907/52 Nr. 10-

**D i e n e u e s t e n B ü c h e r**  
aus dem Verlage von S. P. Bachem in Köln

**Zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Rheinlande mit Preußen.** Eine Denkschrift. Im Auftrage eines Kreises rheinischer Freunde herausgegeben von Dr. Julius Bachem in Köln. 268 Seiten gr8°. Beheftet M 3.—, gebunden M 4.—.

**Mit Herz und Hand fürs Vaterland.** Ein Kriegsgedenkbuch 1914. Herausgegeben von Dr. Otto Thissen. Ein starker Band kl4°. Beheftet M 3.60, gebunden M 4.60.

**Mein Kriegsbuch.** Skizzen und Gedichte. Von M. Herbert. Beheftet M 1.80, gebunden M 2.40

**Kriegsnovellen.** Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Major Erich von Wihleben. Beheftet M 1.60, gebunden M 2.—.

**Mickelpickels Abenteuer auf drei Kriegsschauplätzen.** Nach seinen eigenen Erzählungen aufgezeichnet von Laurenz Riesgen. Mit Illustrationen von M. Brengg. Beheftet M 2.50, gebunden M 3.—.

**Kriegsbilder.** Erzählungen in kölnischer Mundart von Heinrich Koch. Vier Hefte, 8°, in wirkungsvollem Umschlag geheftet. Preis je M 0.30. 50 Hefte gemischt M 13.50, 100 Hefte M 24.—.

**In der Feuerpause.** Ernste und heitere Erzählungen, untern Feldgrauen gewidmet. Bislang 30 Hefte erschienen. Jedes Heft in sich abgeschlossen M 0.30. 50 Hefte gemischt M 13.50, 100 Hefte gemischt M 24.—.

— Man verlange Inhaltsverzeichnis. —

**D u r c h j e d e B u c h h a n d l u n g**